

Er scheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich.
 Pränumerationspreis:
 in loco:
 Ganzjährig 10 fl. — fr.
 Halbjährig 5 „ — „
 Vierteljährig 2 „ 50 „
 Monatlich 85 „
 Mit Zustellung in's Haus, monatlich 1 „ — „
 Einzelne Nummern 5 fr.
 Mit Postverendung
 im Inland:
 Ganzjährig 7 fl. — fr.
 Halbjährig 3 „ 50 „
 im Ausland:
 Ganzjährig 9 fl. — fr.
 Halbjährig 4 „ 50 „
 Nur die Redaction verantwortlich:
 Adolf Reissenberger.
 Manuscripte werden nicht zurück-
 gegeben; unfrankirte Briefe nicht
 angenommen.

Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Verkauft werden in der Administration dieses Blattes (Rintergasse 9) angenommen;
 ferner bei den Annoncen-Expeditionen: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger; in Wien: A. Oppelik, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukas, M. Stern, H. Schaller, J. Danneberg; in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Darbe & Co.
 Insertionspreis:
 Der Raum einer einpaltigen Carondeille kostet beim einmaligen Einrücken 7 fr., das zweite Mal 6 fr., das dritte Mal 5 fr. 5. W., resp. der Stempelgebühr 30 fr.

Abonnements-Bureaus: In Melnik bei J. Hadrioh's Erben, Buchhandlung; in Jas-Regen bei Herrn A. Dengel, Kaufmann; in Gross bei Herrn J. F. Leonhardt, Kaufmann; in Mählsch bei Herrn Jos. Wagner, Kaufmann; in Sankt-Georg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Agram bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kroatien bei Herrn Heinrich Zeidner, Buchhändler; in Loos, Unterstadt, bei Herrn L. Kurovsky, Kaufmann, Schmiedgasse Nr. 17, wofür die Abonnements-Bezüge franco erbeten werden.
 N^o. 133. Hermannstadt, Samstag den 8. Juni 1889. 105. Jahrgang.

Der Pfingst-Feiertage wegen erscheint das nächste Blatt Dienstag (11. Juni).

Pfingsten!

Nach religiös-dogmatischer Auffassung ist Pfingsten das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes. Diejenigen aber, welche es so auffassen, können es nicht leiden, wenn man sie beim Worte nimmt und ihnen vorhält, daß der heilige Geist auch über sie ausgegossen sei und sich betätigt in der denkenden Menschenvernunft. Dergleichen „Nationalismus“, zu deutsch „vernünftige Ansichten“, nehmen sie sehr übel und glauben besser zu thun, wenn sie mit dem Dogma die Vorstellung von einem Wunder, von etwas Uebernatürlichem verbinden.

Aber sollte es wohl etwas Ungehöriges sein, wenn man dem Menschen zumuthet, seine Vernunft als die beste und edelste Gabe zu betrachten, die ihm Gott verliehen, und sich ihres hohen Wertes immer mehr bewußt zu werden? Muß er wirklich nur auf Diejenigen hören und schwören, die ihm sagen, daß die Vernunft, dieses Himmelslicht, das Gott in seinem Haupte angezündet, nichts als ein Irrlicht sei, das ihn in die grundlosen Sumpfe der Täuschungen verlockt? Muß sich doch Jeder bei einigem Nachdenken sagen, daß das höchste Wesen, welches er verehrt, nicht grundsätzlich ein niedervernünftiges Wesen sein kann. Es muß dem Menschengenisse geistesverwandt sein, denn er könnte sich sonst nicht zu demselben hingezogen fühlen, er könnte sonst keine Religion haben, die ihrem Begriffe nach ja eben dieses Hingezogensein bedeutet.

Gesetzt der Mensch aber seiner Vernunft die Berechtigung zu, sich göttlichen Ursprungs zu rühmen, so hat er auch ein selbstverständliches Recht dazu, das Wesen des religiös-theologischen Dogmas in das Gebiet des Menschlich-Vernünftigen zu übertragen, den Gedankengehalt desselben sich nach seiner Fassungskraft verständlich zu machen. Es wird erzählt, wie Alle, die bei der ersten Feier nach Christi Heimgang versammelt waren, welchem Volke sie auch angehörten, welche Sprache sie auch redeten, sich unter einander verstanden und im Innersten fühlten, wie sie Alle von Einem Geiste erfüllt und ergriffen waren. Eine ebenso erhabene, wie erhebende Vorstellung! Die Begeisterung der einmütigen Uebergangung tilgte alle äußerlichen Verschiedenheiten; sie waren nicht mehr Juden und Heiden, Griechen und Chaldäer, sie waren Menschen, die sich in Glauben, Liebe und Treue einig wußten und einig fühlten.

Es ist dies der Punkt des Pfingstdogmas, der einer menschlich-vernünftigen Auffassung desselben am meisten zugut. Alle Menschen sollen sich einig fühlen in dem Geiste, der sie ohne Unterschied erfüllt, und das ist der Geist der Vernunft. Thatsächlich ist ja diese Einigkeit vorhanden, denn wäre sie es nicht, so wäre jede menschliche Entwicklung überhaupt undenkbar. Nur indem uns das Bewußtsein erfüllt, daß Alles, was Menschengenisse trägt, nach denselben Gesetzen denkt und fühlt, wie wir selbst, ist ein Verkehr der Menschen und Völker unter einander möglich. Die Schwierigkeiten, die sich diesem Verkehr und dem wechselseitigen Verständniß entgegenstellen, sind überall nur äußerlich und bei ernstlichem Willen leicht zu überwinden. Die Verschiedenheiten der Sprache, der Lebensbedingungen und hergebrachten Anschauungen können den Gedankenaustausch wohl für's Erste erschweren, aber nicht

auf die Dauer hindern. Immer dringt nach kurzer Zeit, auch bei den rohesten Naturvölkern, das Gefühl und die Einsicht durch, daß wohl ein gradweiser Unterschied der Vernunftentwicklung zwischen ihnen und den geschichtlich gebildeten Nationen besteht, niemals aber ein grundsätzlicher, der jedes Verständniß ausschließt.

Bringen wir uns diese Erkenntniß klar zum Bewußtsein, so müssen wir billig darüber erstaunen, wie armselig Dasjenige, was man Staatspolitik nennt, sich heutzutage noch daneben ausnimmt. Während allen Völkern unzählige Interessen gemeinsam sind, sehen wir erst seit wenigen Jahren die nothdürftigsten Anfänge gemeinsamer Verständigung und einheitlicher Organisation dieser Interessen. Der Welt-Postvertrag hat gezeigt, wie die Sache anzufassen sei, aber das Beispiel hat bis jetzt wenig Nachahmung gefunden. Nicht einmal der Vorschlag des deutschen Kanzlers, anerkannt verbrecherische Schurken einer bestimmten Art in allen civilisirten Ländern auf gleiche Weise unschädlich zu machen, hat Verständniß gefunden. Eifersüchtig und mißtrauisch stehen die Völker gegen einander auf der Grenzwaage und fühlen den Hohn gar nicht, der darin liegt, daß sie sich civilisirt nennen. Der Kern aller Staatspolitik ist Egoismus, allerdings nationaler Egoismus, als solcher aber ebenso armselig, wie jeder andere. So wenig der Einzelmensch begreifen will, daß die ganze Menschheit, die vorausgegangene, wie die zukünftige, ja die ganze Erde und das gesammte Weltall zu seiner Individualität gehört, so wenig scheinen die Völker bis jetzt begriffen zu haben, daß jedes von ihnen nur in und mit der Gesamtheit Aller zu seiner wahren Geltung zu kommen vermag. Die Staatskunst steht noch allenthalben auf derselben Höhe der Weisheit, die der Einzelne bekundet, wenn er sich als das in seine Haut eingeschlossene Individuum betrachtet und sich um das Wohl und Wehe aller Uebrigen nicht kümmern zu müssen braucht.

Mit einem Wort, die internationalen Verständigungen, welche den Hauptinhalt der Politik der Zukunft bilden werden, stehen noch in den Kinderschuhen. Noch bewegen sich die Verträge von Volk zu Volk im allerengsten Horizont; kleine Verkehrs- und Handelsverträge, bei denen man einander noch nach Möglichkeit zu überlisten sucht, bilden ihren vornehmsten Inhalt. Das Gebiet der internationalen Gesetzgebung ist noch kaum mit schüchternem Fuße betreten, und tausendfacher Argwohn belauert jeden Schritt, der sich auf dasselbe wagt. Wahrlich, die wilden Völker Innerasien können nicht mißtrauischer gegen den Weißen sein, der sich unter ihnen blicken läßt, als die modernen Regierungen gegen jeden Vorschlag eines auswärtigen Staatsmannes, der nur das Wort „internationale Verständigung“ ausspricht. Und gleichwohl wird man nothwendig zu einer solchen kommen müssen, wenn die modernen Culturfragen, die für alle Culturländer dieselben sind, in vernünftiger Weise ihre Erledigung finden sollen.

Da ist die ungeheure Militärlast, die fast alle Völker Europas gleichmäßig auf's Aeußerste bedrückt; da ist das weite Gebiet der Arbeitergesetzgebung, auf dem sich nur durch gemeinsame Verständigung aller Culturvölker etwas Gedehliches und für alle Theile Ersprießliches leisten läßt; da sind endlich die eng damit zusammenhängenden Socialreformen, deren Verwirklichung ganz unausführbar ist, wenn sie nicht gemeinsam

von den gebildeten Nationen unternommen wird. Aber jede Zumuthung zu einmütigem Handeln der verschiedenen Staaten wird bei diesen, wie bei jeder anderen Frage mit dem kurzfristig dübelhaftesten Schlagwort abgewiesen: „Wir haben das Recht, unsere Angelegenheiten innerhalb unserer Grenzen allein zu ordnen.“ Ah ja, dieses Recht haben wir Völker freilich, aber was dabei herauskommt, haben aller Welt die jammervollen Zustände des heiligen römischen Reiches gezeigt, wo jede der dreihundert und eilfchen Territorialgewalten ihre besonderen Gesetze, Münzen, Zölle, Gerichte und Verwaltungen hatte, und man kaum zehn Meilen wandern konnte, ohne fünfmal anderes Geld einwechseln zu müssen. Dieselbe Krähwinkelerei aber zeigt jetzt noch der ganze Erdball, und der Unterschied ist nur der, daß die einzelnen Reviere größer sind.

Sie müssen ganz verschwinden, insofern sie an ihren Grenzen irgendwelche Hemmnisse und Schranken für die freie Bewegung der Völker untereinander aufstürzen, das ist die Forderung, welche die Zukunft lösen muß. Wann werden die Völker sich nur endlich vergegenwärtigen, daß sie ihrer Natur und Bestimmung gemäß nicht bloße Geresmassen sind, deren Beruf es wäre, in Feindseligkeit gegen einander auf Posten zu stehen, daß sie vielmehr den Geist der Vernunft, der die Menschheit erfüllt, durch ein derartiges Verhalten geradezu verhöhnen und schänden? Wann werden sie sich endlich darauf besinnen, daß sie eine edle, höhere und schönere Aufgabe haben, nämlich die, ihre zufälligen Stammes- und Sprachbesonderheiten zurücktreten zu lassen vor dem Bewußtsein, Menschen zu sein und in Wohlwollen, Liebe und Treue einig als Brüder, Kinder eines Schöpfers leben zu wollen! Ob wir in Jahrhunderten wohl dahin kommen werden, das Fest einer solchen Menschheitsverbrüderung zu feiern? Es wäre ein Völker-Pfingsten, wie die Welt noch keines gesehen. Und wie viele Jahrhunderte bis dahin auch noch vergehen mögen, dieses Jubelfest der Vernunft bleibt eines der Ideale, an deren Verwirklichung zu glauben, die Menschheit niemals verzichten wird.

Der Zonentarif.

Vor wenigen Tagen ging eine kurze Nachricht durch die Blätter, welche trotz ihrer Kürze alle Kreise der Bevölkerung in die lebhafteste Aufregung versetzte. Vom ersten August wird man — so hieß es — um einen geradezu lächerlich niederen Preis durch ganz Ungarn mittelst Eisenbahnen reisen können; es soll beispielsweise die Fahrt von Kronstadt über Hermannstadt nach Budapest, welche früher II. Classe 28—30 fl., III. Classe 19—21 fl. kostete, nur 5 fl. 60 kr., beziehungsweise 4 fl., sage: Vier Gulden 5. W. kosten!

Wißt man auch nur oberflächlich die Tragweite dieser Einführungen, so eröffnet sich eine glanzvolle Perspektive für die Zukunft! Gibt es denn bei diesen Fahrpreisen überhaupt noch eine Entfernung? Ist es unter diesen Verhältnissen nicht jedem Menschen, selbst dem ärmsten, möglich, wenn auch nur für einige Tage oder Wochen hinauszufliegen in die Welt? In die Welt, sagen wir, denn zweifellos werden die anderen Staaten, falls die probeweise Einföhrung des Zonentarifes nur halbwegs sich rentiren sollte, dem kühnen Beispiele Ungarns folgen und denselben auch bei sich einführen.

Und es liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß der Zonentarif lebensfähig ist, wenn auch Manche ungläubig und bedenklich den Kopf schütteln. Erinnern wir uns an die Einföhrung des niederen Preisportos, was ehemals auch Kopfschütteln und Bedenken aller Art hervorrief;

Feuilleton.

Fräulein von Rérouare.

Von Jules Sanbeau. Aus dem Französischen übersezt von Julian Zesewik. (12. Fortsetzung.)

Man sah nun ein Schauspiel, welches auch den gleichgültigsten Augen Thränen entlockt hätte. Marie fiel zusammenbrechend in die Arme ihres alten Vaters und die Dienerschaft drängte sich weinend um sie. Nach dieser vernichtenden Schwäche folgte in Frau de Grand-Vieu's Seele ein kalter schredlicher Muth. Sie entriß sich den Armen des Herrn de Rérouare und nahm die Stelle am Fenster wieder ein. Jeder Versuch, sie zu entfernen, war vergebens: das heldenmüthige Mädchen stand aufrecht, fest und unbeweglich. Die Entladungen wurden fortgesetzt. Man konnte den Angriff und den Gegenstoß unterscheiden und um also zu sagen, die Ruhe und die Antworten. Von Weitem heftige Ausbrüche, vereinzelte Schüsse, dann ein unheilverkündendes Stillschweigen, schauriger, als der Lärm selbst. Von einer Seite wirkten die Trommeln ohne Unterbrechung, von der anderen schallten die Hörner kriegerische Fanfaren.

Zu gleicher Zeit erklangen auf beiden Seiten Sieges-Gesänge, die junge Marie-Daïse und der alte Heinrich IV. mischten sich mitten in die säuselnden Klänge.

Frau de Grand-Vieu hatte ihre Stelle nicht gewechselt. Sie stand da, gleichsam gewärtig der Hinrichtung ihres Gatten auf dem Gröbe-Platze.

Herr de Rérouare fühlte den Rest seines Blutes sich entzünden. — Das alte Schloß drohte wieherte beim Pulvergeruch. Von Zeit zu Zeit näherten sich Neugierige dem Kampfplatze und sammelten Neuigkeiten auf ihrem Durchzuge. Man hielt sie an, man befragte sie. Die Einen befruchtigten, daß das Schloß sich noch lange erhalten könne und daß man ohne Artillerie schwerlich zu Ende kommen

werde; Andere meinten, daß es ein Kinderspiel sei, und um Meister dieses Plazes zu werden, nur einiger entschlossener Männer bedürfe. Einige indessen, welche behaupteten, die Dertlichkeit genau zu kennen, versicherten, daß man gemächlich vom rückwärtigen unbewachten Theile des Schlosses in Folge des Gewitterregens, welcher die umliegenden Felder überschwemmt hatte, entfliehen könne. Man nannte mehrere Edelleute der Umgegend, die in diesem unbesonnenen Unternehmen verwickelt waren, aber Keiner konnte sagen, ob Herr de Grand-Vieu auch bei diesem blutigen Feste war.

Gegen Mittag erhob sich ein dichter Rauch über dem Wald; la Pöissinière stand in Flammen. Die Kintenschüsse schwiegen, aber der Gesang unter den Belagerten hatte sich neu und kräftiger erhoben; in ihrem Mißgeschick stehend, erfüllten sie mit freudigen Ausbrüchen ihrer Stimmen und Instrumente die Luft.

Marie hatte sich nicht gerührt; nur die Wässe ihrer Stirne hatte sich ertheucht und ihre Augen glänzten von einem hitzigen Fieber.

Plötzlich sprengte eine Reitereschar aus dem Walde in das Thal hinab: Einer von ihnen trennte sich jäh und richtete sich mit einer Schnelligkeit dem Schlosse de Rérouare zu.

Nur einen Aufschrei gab es in dem Gemach der Frau de Grand-Vieu, ein Ruf der Freude und der Befreiung.

— Gerettet, er ist gerettet, er ist's! . . .

Marie stürzte zuerst hinaus, — alsobald wich sie mit Schreden zurück.

Es war nicht Herr de Grand-Vieu . . .

VI.

Es war ein junger Edelmann der Umgebung von Mortagne, der Vicgraf de W. . . ., Jugendfreund des Herrn de Grand-Vieu, gut bekannt im Schlosse de Rérouare. Seine Kniebe waren in einem kläglichen Zustande, die Hände und sein Gesicht von Pulverbampf geschwärzt, seine Stirn blutete aus einer tiefen Wunde. Als Marie ihn erkannte, warf sie sich in die Arme ihres Vaters. Der junge Mann stand ruhig vor allen Anwesenden. Im Schlosse de la Pöissinière war der Gesang verstummt,

man hörte nur hin und wieder einen Schuß, welcher in der Ferne widerhallte; ein schwarzer dichter Rauch erhob sich über dem Wald.

— Was haben Sie aus Herrn de Grand-Vieu gemacht, rief Marie, sich aus den Armen ihres Vaters losreisend, was haben Sie mit meinem Gemahl gemacht?

— Alles, was menschenmöglich war, ihn zu retten, thaten wir, gnädige Frau, antwortete der junge Mann. Herr de Grand-Vieu hat das Heil, das uns angeboten wurde, zu theilen verweigert. Nichts konnte ihn wegreißen, weder unser Bitten, noch unser Beispiel. Er hat unseren Rückzug beschloß, wir haben ihn, als wir fortgingen, umarmt. Ich war es, den er als Letzten an sein edles Herz drückte. Ich hatte ein letztes versucht: ich habe ihn gebeten in Ihrem Namen, gnädige Frau, er sich für Sie schone und erhalten solle, für Ihren Vater, für unser Heil. Lebe wohl! hat er mit einem traurigen Lächeln gesagt, mein Entschluß ist fest und Gott allein kennt den Grund, warum ich sterben will. — Wieleicht wird Ihnen dieses Papier, das er mir auftrug, einzuhandigen, mehr mittheilen.

Marie bemächtigte sich des Papiers, welches der Graf ihr barreichte. Es war ein Testament, datirt vom Schlosse de la Pöissinière, mit welchem der Grand-Vieu seiner Frau die Trümmer seines Vermögens vermachte. Kein einziges Wort außerdem, keine Klage, kein Bedauern, kein einziges — Lebewohl!

— Ist er allein geblieben? frag das junge Mädchen.
 — Allein lebend, inmitten der Flammen.
 — Und nun diese Schätze? . . .
 — Er ist es, der lebt und sich noch vertheibigt.
 — Gehen Sie, mein Herr, rief sie, man wird Sie verfolgen.

Dieses Schloß ist verdrängt, suchen Sie einen sichern Zufluchtsort. Und wir, mein Vater, gehen wir, retten wir Herrn de Grand-Vieu, oder wir sterben mit ihm!

Ihre Stimme war laut und ihr Antlitz leuchtete. In diesem Augenblicke erschütterte eine Explosion die Luft.

man erfährt bei dem Gedanken, daß ein Brief von Hermannstadt nach Budapest, Wien, ja nach Berlin und Hamburg nur 5 Kreuzer kosten sollte und prophezeit einen Riesenertrag — heute wirft das niedere Porzellan für Briefe und Fracht ein glänzendes Erträgniß ab. Früher schrieb man eben aus ökonomischen Gründen in zwei Monaten nur einen Brief und zahlte für denselben einen Kreuzer; jetzt schreibt man in derselben Zeit sechs Briefe und zahlt dreißig Kreuzer, denn man gibt leichteren Papiers je fünf Kreuzer aus, als zwanzig Kreuzer auf einmal und die Zweifler an der Lebensfähigkeit des Zonentarifs vergessen, daß jetzt die Waggon fast ganz leer den Schienenweg dahindraufen, während sie bei den niederen Preisen zweifellos angefüllt sein werden; die Skeptiker vergessen, daß nicht der theuere Aufenthalt in den fremden Städten die Leute vom Reisen zurückhält, denn das Leben selbst in Großstädten ist nicht viel theurer, als in kleinen Orten, sondern die theuere Fahrt; sie vergessen, daß jene Unternehmungen, an welchen Viele, wenn gleich mit kleinen Beträgen participiren, die einträglichsten sind.

Welchen Umschwung, welche immense Förderung aber die Einführung des Zonentarifs für den Handel, das Gewerbe, für die Industrie bedeutet, liegt klar — der große und der kleine Kaufmann, Beide können, wenn auch vielleicht in verschiedenen Wagenklassen alle bedeutenden Städte des Inlandes, später gewiß auch die des Auslandes, besuchen, neue Absatzgebiete suchen und aus eigener Anschauung kennen lernen; jede Verbesserung, jeder Fortschritt kann sofort persönlich kennen gelernt werden und Nachahmung finden.

Ebenso klar ist es aber auch, daß der Wohlstand aller Städte sich durch den zweifellos viel stärkeren Fremdenbesuch heben wird — und daß der Fremdenzufluß ein starker sein wird, ist bei der notorischen Reisefreudigkeit unserer Tage und den niederen Fahrpreisen sicher. Wer konnte denn beispielsweise früher das Wagniß unternehmen, unser Siebenbürgen, das auch so reich an Naturschönheiten, an Bädern und Heilquellen ist, zu besuchen, da die Fahrt von Wien nach Hermannstadt 36 fl. in der zweiten Klasse kostete — ein kleines Vermögen! Mit diesem Gelde bereitet man vom 1. August angefangen die Reisekosten nach der österreichischen Hauptstadt und einen achtstägigen Aufenthalt dortselbst.

Ebenso bedeutend wie für den Handel und den allgemeinen Verkehr ist die Einführung des Zonentarifs auch für die Bildung, für die Erweiterung des Gesichtskreises eines jeden halbwegs strebsamen, wenn auch noch so bescheiden mit Glücksgütern gesegneten Menschen; denn statt den mühsam ersparten Gulden für nichts sagende, oft vielleicht rohe Vergnügungen auszugeben, wird gewiß auch der „kleine Mann“ das Geld monatlang zusammenlegen, um dann, wenn auch nur zwei oder drei Wochen der Beschäftigung der Hauptstadt des Landes mit ihren zahllosen unentgeltlichen Vergnügungen, Schönheiten und Anregungen zu widmen.

Darin aber, daß gerade dem weniger bemittelten Menschen die Gelegenheit geboten wird, zu reisen, zu schauen, zu lernen, liegt das Gegenstück der großartigen Einführung — der reiche Mann kann sich ja den Luxus des Reisens auch bei den jetzigen Fahrpreisen erlauben. Der Minderbemittelte aber, der bis jetzt oft genug mit unterdrücktem Seufzer der stolz dahinjagenden Locomotive nachsah, der mit stillem Sehnen von der „großen Stadt“ und ihren Herrlichkeiten las, der oft sein ganzes Leben lang gezwungen war an der Schwelle der engen Kleinstadt zu stehen — er wird am meisten dem kühnen Minister Dank wissen, der das Wagniß unternimmt, um eine Bagatelle vom Fuße des Buchs bis an die Ufer der blauen Donau, in deren Fluthen die stolz aufstrebende Hauptstadt des Landes sich spiegelt, befördern zu lassen! . . .

Die Idee, Menschen so wie Briefe um ein kleines Entgelt zu transportiren, ist nicht ganz neu — sie entspringt dem ingenieus Gehirn eines Engländers; doch hatte weder sein unternehmungslustiges Vaterland, noch sonst ein Staat den Muth, diese Idee zu verwirklichen; Ungarn und dem thätigsten Minister Baross blieb es vorbehalten, an die Realisirung des genialen Gedankens zu schreiten! . . .

Wir aber sehen in freudiger Erwartung dem ersten August entgegen und wünschen herzlich, daß kühne Unternehmungen — ein Unternehmen würdig des 19. Jahrhunderts — möge glänzend prosperiren und alle anderen Staaten zur ehebaldigen Nachahmung ermuntern — denn dann steht die Welt wirklich offen, dann gibt es keine Entfernung mehr! . . .

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 7. Juni.

In einer offenbar inspirirten Wiener Correspondenz der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ findet sich eine bemerkenswerthe Besprechung der bekannten Rede, welche Erzherzog Rainer in der Wiener Akademie der Wissenschaften hielt. Die Rede habe in weitesten Kreisen freudiges Aufsehen erregt, sei aber keine Demonstration gegen die österreichische Regierung, sondern, „trotz allen Wohlwollens in der Form, in der Sache selbst ein ganz energischer Protest gegen gewisse Erscheinungen und Bewegungen, die in ihnen verschiedenen, oft recht sonderbaren Ausläufen und Verzweigungen in letzter Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit vielfach in Anspruch genommen haben — ein Protest übrigens, bezüglich dessen sich der erlauchte Redner mit der gegenwärtigen Regierung, wie eine kürzlich im Abgeordnetenhaus erfolgte sensationelle Interpretation . . .

— Todt! schrie Marie und fiel auf die Knie.

Man hörte, — nichts mehr. — Dies war der letzte Rärm . . . Am Abend dieses denkwürdigen Tages sah man ein Schauspiel, würdig eines ewigen Erbarmens. Frau de Grand-Vieu und ihr Vater traten aus dem Schlosse de Rérouare und richteten sich gegen la Péssinière, gefolgt von allen ihren Dienern. Der alte Graf ging baarhaupt, gestützt am Arme seiner Tochter; Antromache und der alte Priamus gingen, den Leichnam zu rückzuführen.

Der Zug bewegte sich langsam entlang der Fußsteige. Alle waren stille, wie ihr Herr. Marie schaute nicht ein einziges Mal auf diesem Gange. Ihr Schritt war fest, ihre Augen thränenlos. Sie stützte den zitternden Gang ihres Vaters. — Nach einem zweifelhafte Gange hielten sie vor dem Hofe de la Péssinière an. Herr de Rérouare und Frau de Grand-Vieu hatten sich am Thore vorgestellt. Zwei Schilbweihen wiesen sie unsanft zurück; aber ein junger Officier erschien, und vor dem Schmerz, den er, ohne zu befragen, verstand, sich verneigend, gab er den Befehl, den Greis und seine Tochter einzutreten zu lassen.

Sie traten ein. Diese verwüsteten Orte boten ein verkleinertes Gemälde eines Kampflagers und das Bild einer im Sturm eingemauerten Stadt. Vom Schlosse standen nur noch die Mauern, das Dach war in den Flammen eingestunken. Die Ueberreste rauchten noch. Der Hof war mit Leichnamen bedeckt, die einen nach dem andern und überzogene sich, daß der Herr de Grand-Vieu's fehle. Ein Hoffnungsstrahl durchzog ihre tiefbetäubte Seele.

Die Lebenden lagerten in der Mitte der Todten. Hier und da waren Gemehre in Bündeln, Trommeln und ganze militärische Zurüstungen; etwas weiter verbundene Soldaten auf Matrazen gestreckt. Der Boden war mit Blut besetzt, von Trümmern bedeckt.

Marie näherte sich grauenvoll den Leichnamen, neigte sich über jeden, prüfte sie alle, einen nach dem andern und überzogene sich, daß der Herr de Grand-Vieu's fehle. Ein Hoffnungsstrahl durchzog ihre tiefbetäubte Seele.

(Schluß folgt.)

Beantwortung (in der Antisemitenfrage) beweist, in vollem Einklange befindlich.

Es ist ein charakteristisches Merkmal hehrer Größe, wahrer Schönheit, nicht unmittelbar, nicht sofort als solche gefühlt, erkannt zu werden; erst allmählig gehen dem Beschauer Augen und Sinn auf, bis endlich das Erhabene, das Schöne voll auf ihn einwirkt. Es gibt aber auch „ewig Blinde“, für welche die Offenbarungen der Natur, der Kunst und auch der Wissenschaft nicht vorhanden sind und auf welche derartige Offenbarungen den entgegengesetzten Eindruck machen: statt gehoben zu werden, fühlen sie sich erniedrigt, statt Bewunderung empfinden sie Abneigung, wenn nicht Abscheu . . . Die denkwürdigen Worte, welche Erzherzog Rainer in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften gesprochen, ziehen immer weitere Kreise, erwecken in immer größerem Maße, finden immer begeisterte Zustimmung — stoßen aber auch bei den Anderen auf immer beständig werdenden Widerstand. Im clericalen Lager haben die Worte des erlauchten Prinzen niederschmetternd gewirkt.

In der am 4. d. Abends abgehaltenen gemeinschaftlichen Sitzung der ungarischen und kroatischen Regniculardeputation wurde eine nahezu vollständige Einigung zwischen den zwei Deputationen erzielt, denn es blieben bloß zwei Punkte in der Schwebe.

In der französischen Kammer stellte Felix Faure eine Anfrage in Betreff Haitis und sagte, die Blockade daselbst sei niemals eine wirkliche gewesen. Redner weist dem französischen Vertreter in Haiti vor, daß er von der Neutralität abgewichen und glaubt, daß derselbe in Port au Prince nicht belassen werden solle. — Der Minister des Aeußern, Spuller, erklärte, er habe immer strenge Neutralität zwischen den beiden Präbidenten empfohlen. Der Vertrag zwischen Frankreich und Haiti, von dem hier gesprochen wird, sei vollkommen apokryph. Frankreich habe nie daran gedacht, von der Neutralität abzuweichen. Der Zwischenfall ist hiemit erledigt.

Die begeisterten Huldigungen, welche dem König Humbert bei seiner Rückkehr nach Rom dargebracht wurden, bildeten eine imponirende Kundgebung für die Tripel-Allianz; sie sind nicht lediglich als der Ausfluß dynastischer Gefühle anzusehen, sie haben gleichzeitig eine ausgesprochen politische Manifestation gebildet, in welcher die Billigung des Anschlusses Italiens an die Centralmächte leitend der immensen Mehrzahl des italienischen Volkes zum Ausdruck gelangte.

Die Königin Regentin von Spanien unterzeichnete das Decret, mit welchem die Kammer geschlossen wird. Die neue Legislatur tritt am 16. Juni zusammen. Man glaubt, Alonso Martinez werde derselben präsidiren.

Die rumänische nationalliberale Versammlung protestirte gegen die governementale Zollpolitik. Demeter Sturdza und Aurelian waren zugegen. Joan Bratianu ließ sich entschuldigen, da er erkrankte.

In Belgrader Regierungskreisen herrscht allgemein die Ansicht, daß der aus der Uebernahme des Eisenbahnbetriebes in die Staatsregie resultirende Reingewinn in erster Linie zu Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Budget beitragen werde; die Betriebsübernahme sei daher aus staatsfinanziellen Gründen von hoher Bedeutung.

Aus dem Reichstage.

Budapest, 5. Juni.

Die peinliche Affaire, welche Géza Polónyi am Schlusse der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses vorgebracht, hat heute ihren allseitig befriedigenden Abschluß gefunden. In der Advocaturkanzlei Polónyi's wurde die Obligation, die sich „jener Wirklichkeitsbeamte“ von dem Abgeordneten Gabriel Barady ausstellen ließ, heute eingelöst und Gabriel Barady konnte die zwischen ihm und dem Clienten Polónyi's obliegende Angelegenheit als reine Privataffaire erklären, da er nichts gethan, als daß er dem Betreffenden auf dessen Bitte versprochen, sich bei seinen Freunden, welche Gutbesitzer sind, für ihn zu verwenden, um ihm zu einer entsprechenden Anstellung zu verhelfen. Von einer öffentlichen Anstellung sei aber keine Rede gewesen. Und Polónyi mußte zugeben, daß in der fraglichen Obligation bloß von einer „herrschaftlichen Anstellung“ die Rede war. Der Präsident wollte noch seinen in der Affaire eingenommenen Standpunkt kennzeichnen, allein man rief allgemein: „Gehen wir zur Tagesordnung über!“ und Alexander Hegedüs besetzte die Tribüne, um die Auffassung des Finanz-Ausschusses über die Vorlage betreffend die Reform der Finanzverwaltung zu verholmeschen. Seitens der äußersten Linken sprach Szederlényi, um die Ablehnung einer Vorlage zu begründen, welche die Machtssphäre der Obergepänne zu erweitern bestrebt ist.

Sehr geschickt verteidigte Alos Széll die in's Auge gefaßte Reform gegenüber diesen gegerisigen Angriffen, worauf Alos Bedöchy das ablehnende Votum der gemäßigten Opposition begründete, ohne aber durch die Heftigkeit seiner Insnuation verhindern zu können, daß sich der Saal immer mehr leerte. Vor einem womöglich noch geringeren Auditorium mußte Simonffy seine Bedenken gegen die ganze Conception und seine frommen Wünsche hinsichtlich der Verbesserung der Finanzverwaltung zum Besten geben.

Oscar Melzl erklärt, durch die Vorlage in seinen Erwartungen enttäuscht worden zu sein, da er nach 22 Jahren ununterbrochener Experimentirens und Reformirens endlich die bleibende und definitive Organisation unserer Finanzverwaltung und die gründliche Abstellung der auf diesem Gebiete zu Tage getretenen Uebelstände erwartet habe — Hoffnungen, welche das vorliegende Gesetz ganz gewiß nicht erfüllen werde. Es sei eine auffallende Erscheinung, daß Ungarn, welches auf dem Gebiete der praktischen Politik, insbesondere der politischen Tactik, so viele ausgezeichnete Kräfte hervorgebracht habe, in Bezug auf organisatorische Talente weit weniger productiv zu sein scheine. Den großartigen und genialen organisatorischen Schöpfungen, welche z. B. in Frankreich an den Namen des ersten Napoleon, in Preußen an die Namen Stein, Hardenberg, Scharnhorst u. A. sich knüpfen, Schöpfungen, welche trotz der großartigsten Umwandlungen auf allen Lebensgebieten und trotz alles Wechsel der Regierungsgestalten ihre Wirksamkeit bis heute behalten haben, habe Ungarn nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Unsere Finanzverwaltung beruhe im Wesen auf der österreichischen Organisation der fünfziger Jahre, deren Umgestaltung aber seither nicht mit der nöthigen Umsicht, Vorsicht und Sachkenntnis erfolgt sei. Gleich zu Beginn der neuen Ära seien die drei Finanz-Landesdirectionen aufgelöst, die Zahl der Finanz-Bezirksdirectionen von 23 auf 13 herabgesetzt, die 295 Steuerämter um 84 vermindert, die Finanzprocuraturen aufgelöst und an Stelle der Centralisation auf dem Gebiete der Aerialvertretung in streitigen und nichtstreitigen Rechtsangelegenheiten das Princip der Decentralisation getreten.

Im Jahre 1867 seien die Gefällsgerichte, im Jahre 1875 die Gebührenbemessungsämter, im Jahre 1876 die Steuerinspectorate aufgestellt worden. Alle diese Umgestaltungen und Neuerungen haben sich als ungewürdig erwiesen und das Auffälligste dabei ist, daß mit Ausnahme der Finanz-Landesdirection in allen übrigen Fällen wiederum auf die Einrichtung der absoluten Periode zurückgegriffen werden mußte. Ein ähnliches Herumtafeln habe auf dem speciellen Gebiete der Steuerverwaltung stattgefunden: in der kurzen Zeit von 1868—1883 sei nicht weniger als dreimal durch große organisirte Gesetze die Verwaltung reorganisiert worden. — Auf die im vorliegenden Entwurf geplanten Neuerungen übergehend, findet Redner mehrere derselben zweckmäßig und annehmbar, andere wieder müsse er unbedingt zurückweisen. Zu den

ersteren gehört die Decentralisation der Finanzdirectionen, deren Vermehrung schon bisher eine Nothwendigkeit gewesen, nummehr aber bei den wesentlich vermehrten Agenden geradezu unabwendlich sei. Nur glaube er einerseits, daß mit circa 50 Finanzdirectionen die Zahl zu hoch gegriffen sei, dann aber sei ihre territoriale Aufstellung auf der Basis der vollständig veralteten Comitats-Einteilung durchaus unannehmbar. Es müßten sich bei den außerordentlichen Unterschieden in der Größe der einzelnen Comitats große und unhaltbare Anomalien ergeben. Die geplante große Zahl der Directionen werde auch deshalb Verlegenheiten bringen, weil der Finanzminister schwerlich über das erforderliche große Personal verfüge, um die circa 37 neuen Directionen mit geschulten, verlässlichen Kräften zu versehen. Obgleich werde bei uns auf die Erziehung der Beamten kein Gewicht gelegt, während z. B. in Preußen jeder Conceptsbeamte in sämtlichen Dienstzweigen seines Faches, vom Manipulationsdienst angefangen, Verwendung finden müsse. — Redner billigt ferner die Zuweisung der Gebührenbemessung an die Steuerämter und urteilt die dringend notwendige Schaffung eines neuen Gebührengesetzes. Weniger einverstanden ist Redner mit der geplanten Ver-einigung der Verwaltung der directen Steuern mit derjenigen der indirecten Steuern und beruft sich dabei auf die einschlägigen Verhältnisse in Oesterreich, Frankreich und Preußen. Die wichtigsten Einwürdungen hat aber Redner gegen die Uebertragung eines so weitgehenden Wirkungskreises auf dem Gebiete der Finanzverwaltung an die Verwaltungs-Ausschüsse der Municipien zu erheben. Die genannten Ausschüsse werden geradezu zu administrativen Behörden gemacht, wozu sie ihrer Natur, ihrer Zusammensetzung und ihrer bloß zeitweiligen, periodischen Amtswirksamkeit nach ganz und gar nicht befähigt seien. Diese Bestimmungen würden daher entweder zu fortwährenden Reibungen Anlaß geben oder aber gar keinen Erfolg haben, weil die zahllosen vor das Forum der Ausschüsse gebrachten Finanzangelegenheiten in den kurzen Sitzungen einfach durchgepeitscht werden würden. Und dennoch liege ein gesunder Kern in diesen Verfügungen, es spreche sich nämlich darin das Bedürfniß nach der Schaffung einer Mittelbehörde zwischen Finanzdirection und Ministerium aus. Die Errichtung einer solchen sollte Redner für unbedingt notwendig, damit die sonderbare Centralisation, die gegenwärtig auf diesem Gebiete herrsche, durchbrochen werde. Wenn irgendwo, sei die Centralisation in der Finanzverwaltung notwendig, aber nicht die Centralisation, wie man sie hierzulande versteht, wo das Detail der Geschäfte, die unbedeutendsten Kleinigkeiten im Centrum entschieden werden. Die Errichtung einer Mittelbehörde sei auch mit Rücksicht auf die gerade im Finanzdienst höchst unvortheilhaften Vorrückungsverhältnisse der Beamten wünschenswerth. Endlich erklärt Redner die geplante Uebertragung einer gar nicht einmal näher bestimmten Ingerenz in Finanzangelegenheiten an die Obergepänne aus mehreren Gründen für unannehmbar. Er lehnt die Vorlage ab. (Beifall links.)

Präsident erklärt die Debatte für geschlossen.

Die Schlussrede wurde vom Finanzminister Bekere gehalten. Er widerlegte zunächst die Insnuation, als wäre es die Absicht der Regierung gewesen, eine eingehende Beratung der Vorlage durch deren hinaussetzung bis ans Ende der Session zu verhindern. Die Vorlage sei unter Betonung ihrer Wichtigkeit schon im Januar eingebracht worden und die Regierung hätte die neue Organisation gerne schon am 1. Juli ins Leben gerufen. Es sei bekannt, welche Umstände die Beratung verzögerten, daß aber die Regierung trotz des vorgeschrittenen Stadiums der Session auf die Erledigung der Vorlage dränge, erkläre sich daraus, daß eine Verzögerung der Beratung bis zum Herbst, die Durchführung der Reform um ein ganzes Jahr hinaussetzte würde. Unbegreiflich sei die Beforgniß, daß die Steuerbeamten wegen Mangels an Fachkenntnissen die Gebührenbemessungen mangelhaft feststellen würden; es werden von den Steuerbeamten nur die einfachsten Fälle zu erledigen sein, über complicirtere Fragen werden Beamte von genügender Fachbildung entscheiden. Der Wirkungskreis der Obergepänne werde durch die Vorlage nicht erweitert, denn er besaß das Beaufichtigungsgewicht auch bisher schon; die einzige Aenderung bestiehe darin, daß er sich persönlich in's Amt versetzen könne, um dort Aufklärung zu verlangen, während er bisher zu diesem Zweck den betreffenden Beamten in das Obergepänne-Bureau berufen mußte. Wenn ihm die Aufklärung nicht genügt, kann er nicht im eigenen Wirkungskreise Verfügungen treffen, sondern er muß, wie bisher, eine Repräsentation an den Finanzminister richten; er kann keine Disziplinaruntersuchung anordnen, denn dazu ist, wie bisher, die Entscheidung der Finanzministers erforderlich. Dagegen wurden die Verwaltungsausschüsse selbst zur Einleitung von Disziplinaruntersuchungen ermächtigt, aber die Hälfte der Mitglieder dieser Ausschüsse wird ja von den Jurisdictionen gewählt. Diese gewählten Mitglieder werden gewiß darüber wachen, daß der Obergepanne seinen Wirkungskreis nicht überschreite. Zur Ueberlegung des Einwurfs, daß die Vorlage nur ein transitorischer Versuch sei, führte der Minister aus, daß der Gesekentwurf zahlreiche Verfügungen enthalte, welche bleibenden Charakters sind und welche selbst bei einer Aenderung des ganzen Verwaltungssystems beibehalten werden können. Die Regierung wolle zur Ausübung des Controlrechtes auch das interessirte Publicum heranziehen und da entsprechend man den Ansprüchen der Autonomie durch die Erweiterung des Controlrechtes der Verwaltungsausschüsse am besten. Neben dieser politischen Controle werde übrigens, um die Interessen des Publicums noch nachdrücklicher zu schützen, auch noch eine sachkundige Kontrolle eingeführt. Dem entsprechend empfehle er dem Hause die Annahme der Vorlage. (Beifall rechts.)

Bei der Abstimmung, die nun erfolgte, nahm die Majorität den Gesekentwurf im Allgemeinen an; die Specialberatung wird morgen stattfinden.

Schließlich interpellirte Johann Assóth den Verkehrsminister, ob derselbe geneigt sei, den beständigsten Vergleuten von Neu-Moldova und Szágla bei der Regulirung des Eisernen Chores Arbeit zu geben? — Die Interpellation wird dem Minister schriftlich zugestellt werden.

Local- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 8. Juni.

(Hof- und Personal-Nachrichten.) Am 5. d. Nachmittags 4 Uhr fand bei Sr. Majestät im Marmorssaale der Hofburg ein Diner statt, zu welchem erschienen waren: Cardinal Schönborn, Nuntius Galimberti mit den Herren der Nuntiat, die obersten Hofchargen, die Gardecapitäne, die Minister Schönborn und Gautsch, der päpstliche Ablegat Mgr. Lorenzelli, Graf Morosini und Abbé Leva, die Deputation des 6. Dragoner-Regiments, dem Cardinal Schönborn angehörte. — Prinzregent Luipold von Baiern hat am 5. d. wieder Wien verlassen und ist mit dem Abend-Courierzuge der Westbahn nach München zurückgekehrt. Mittags machte Sr. Majestät dem Prinzregenten eine Abschiedsvisite. — Wie Berliner Blätter melden, werden am dortigen Hofe bereits Vorbereitungen zum Empfange des Kaiser-Königs Franz Josef in Berlin am 13. oder 14. August getroffen. Für den 15. August, wird hinzugesetzt, sei dem kaiserlichen Gaste zu Ehren eine große Parade der Berliner Garnison geplant. Der Aufenthalt Sr. Majestät werde drei bis vier Tage währen. — Erzbischof Danilo von Montenegro und seine Schwwestern Anastasia, Helena und Anna sind am 4. d. Nachmittags aus Petersburg in Wien eingetroffen und im Hotel „Continental“ abgestiegen. — Die griechische königliche Familie ist am 5. d. um 3 1/2 Uhr Nachmittags von Benedig

Sz. 4534/1889. telekk.

[435] 1-1

Arverési hirdetmény.

A nagyszabeni kir. törvényszék mint telekkönyvi hatóság közzé teszi, hogy Heinrich Gusztáv nagyszabeni ügyvéd által képviselt nagyszabeni előlevezési egyesület végrehajlatának 100 frt löke, ennek 1888. évi május hó 15-ik napjától járó 6% kamatai, 15 frt 60 kr. eddigi, 7 frt. 40 kr. jelenlegi és az ezután költések kielégítése végett végrehajlatát szenvedők Vesteméan Nicolae és neje Imberusiu Éva nevére felvett a nagyszabeni 867. sz.

tjkvben A. + 5-7, 12. r. alatt foglal 2283, 2284. hr. sz. ingatlan 586 frt.; 4303. hr. sz. ingatlan 69 frt.; 2268/3. hr. sz. ingatlan 132 frt. és a 4304. hr. sz. ingatlan 59 frt. megállapított kikiáltási árban ezen kir. törvényszék perlatában (Brukenthal-utca 18. sz., emeleten 8. ajtószám) 1889. évi augusztus hó 5-ik napjának délelőtti 9 órákor megtartandó bírói nyilvános árverésen kikiáltási áron alól is eladtnak.

Arverezni szándékozók végrehajlató kivételével kötelesek az egyenként azaz telekkönyvi testenként eladandó ingatlanok kikiáltási árának 10%-át készpénzben, vagy pedig az 1881. évi LX. t. cz. 42. §-ában és az azt kiegészítő rendeletekben jelzett arfolyamú és óvadékképeseknek nyilvánított értékpapirokban a kiküldött kezéhez letenni.

A vételári vevő 2 részletben az árverés napjától számított 30 és 60 nap alatt a nagyszabeni kir. adó- mint bírói letéti hivatalhoz szabályszerűen szerkesztett kérvénnyel letétbe helyezni köteles, még pedig minden egyes vételári részlet után az árverés napjától a befizetésig járó 6% kamattal együtt.

Az árverés megállapított további feltételei alólirt telekkönyvi hatóságnál a hivatalos órák alatt és Nagy-Szeben község várostanácsnál megtekinthetők. Nagy-Szebenben, 1889. évi május hó 6-án.

A nagyszabeni kir. törvényszék mint telekkönyvi hatóság egyes bírjától.

Maschinisten-Stelle.

Für den Maschinenbetrieb der neuen Militär-Dampfbäckerei in Hermannstadt wird eventuell die Aufnahme eines geprüften Maschinisten oder eines geprüften Heizers gesucht.

Bewerber auf diese Stellen wollen ihre Gesuche unter Angabe ihrer Ansprüche mit den erforderlichen Zeugnissen über die Prüfung und ihre bisherige Verwendung, dann ihre Unbescholtenheit, längstens bis 15. Juni d. J. bei der unterzeichneten Genie-Direction (Kleiner Ring Nr. 23, I. Stock, Einreichungs-Protocoll) einbringen.

Bemerkung wird, daß die Entlohnung in 2 Theile zerfallen wird, und zwar in einen festen Monatsgehalt und eine gesonderte tagweise Zulage für die Zeit des Betriebes, ferner Wohnung, Heizung und Beleuchtung. Bedingung: Nachweis der geistlichen Eignung. Kenntniß der Dienstsprache des k. k. Heeres, für den Maschinisten auch die Eignung zum Schreibschäfte, weshalb das Gesuch zur Beachtung in dieser Richtung eigenhändig zu schreiben ist.

k. k. Genie-Direction in Hermannstadt.

Gesucht wird

zur Besetzung einer Wirthschaftsadjuncten-Stelle ein Landwirth oder Winzer, der nicht der deutschen Sprache auch ungarisch und romanisch versteht.

Anträge mit Angabe der Qualification sind an die Administration dieses Blattes einzufenden.

Haus- und Geschäfts-Verkauf.

Das Haus Nr. 20, Ecke der Bürger- und Schmiedgasse, am besten Posten in der Unterstadt, ist sammt dem darin befindlichen, gut fortirten und mit gutem Kundenkreis nebst Tabak-, Brief-, Stempelmarken- und Salz-Verschleiß-Berechtigung versehenen Speceereiwaren-Geschäfte unter sehr vortheilhaften Bedingungen sofort zu verkaufen. Das Haus trägt rein über 1000 fl.

Näheres im Geschäft selbst zu erfragen. — Unterhändler ausgeschlossen. [414] 3

Ein guter Rat

Ist Gottes Wort! Die Wahrheit dieser Worte lernt man besonders in Krankheitsfällen kennen und darum erhebt Richter's Verlags-Anstalt die herzlichsten Dankschreiben für Zuwendung des kleinen illustrierten Buches „Der Krankenfreund“. Wie die beigedruckten Berichte glücklich Geheilte beweisen, haben durch Befolgung der darin enthaltenen Rathschläge selbst noch solche Kranke Heilung gefunden, welche bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten. Dies Buch, in welchem die Ergebnisse zwanzigjähriger Erfahrungen niedergelegt sind, verdient die ernsteste Beachtung eines jeden Kranken, gleichviel an welchem Uebel er leidet. Niemand sollte deshalb veräumen mittelst Correspondenzkarte von Richter's Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, die 936. Aufl. des „Krankenfreund“ zu verlangen. Zuwendung erfolgt kostenfrei.

Das Geschäfts-Local

am grossen Ring Haus Nr. 1, sehr frequent gelegen, ist mit oder ohne Einrichtung sofort zu vermieten. Näheres im Local selbst zu erfragen. [434] 2-3

Gesucht wird

Wohnung (200-250 fl.) in der Oberstadt, oder Haus sammt Garten zu kaufen eben- dafelbst. [421] 1

Näheres in der Expedition dieses Blattes.

Geschäfts-Local

Heltauergasse Nr. 35, in welchem seit circa 30 Jahren ein Berggeschäft betrieben wurde, ist sammt Benutzung der Einrichtung zu vermieten. Auskunft bei Sigmund Ferderber. [439] 1-3

Wein-Verkauf.

20 Fässer Wein sind zu verkaufen. Näheres zu erfragen: Grosse Quergasse Nr. 1. [432] 3-3

Geschäfts-Verkauf.

Eine auf bestem Plage auf sehr gutem Posten bestehende Speceereiwaren-Handlung mit großem und stabilem Kundenkreis ist aus Gesundheits-Rücksichten unter günstigen Bedingungen sofort zu verkaufen.

Nähere Auskunft ertheilt aus Gefälligkeit Herr Karl Rosenthal, Hermannstadt. [433] 3-3

Promessen

auf 3%, Pfandbrief-Lose,

nur 1 fl. und 50 kr. Stempel,

Haupt-Treffer fl. 50.000,

Ziehung am 15. Juni 1889,

sind zu haben in der Wechselstube des P. J. Kabdebo

in Hermannstadt. [442] 1-5

Die Kegelbahn

im Gastlocal Elisabethgasse Nr. 29 (Kessler'sches Haus), im besten Stande, im Garten gelegen, wird allen Freunden dieses Vergnügens bestens empfohlen. Gesellschaften kann die Benutzung derselben auf Wunsch für bestimmte Wochentage zugesichert werden. Am ersten Pfingsttage beginnt dafelbst ein Preisschießen, an welchem Jedermann theilzunehmen berechtigt ist. Dauer desselben und Bedingungen sind im Gastlocal zu erfragen.

Die Unterfertigte erlaubt sich unter Einem auch auf die zum Ausgange gelangenden guten reinen Weine zum Preise von 24, 30, 40 und 60 fr. per Liter aufmerksam zu machen und bittet um je zahlreicherer Besuch ihres Locales.

Hermannstadt, am 7. Juni 1889.

Marie Klein.

Obenort ist auch gute Mittagskost in und außer dem Hause zu mäßigen Preisen zu haben. [440] 1

Täglich frisch gestochenen Spargel,

ferner:

Karpathen-Mai-Käse

in Tannenrinde,

Kaskaval-Käse,

Liptauer Prinsen-Käse per Kilo 70 kr.,

Hochprima Groyer,

Ementhaler,

frischen Aal, geräuchert,

entlich für Touristen:

Conserven,

und zwar:

Kalbs-, Rinds- und Schöpsen-Gulyás, Boiled-Beef, Enten- und Hammelbraten, Hühnerbraten, 10 verschiedene

Suppen-

Sorten. — Pudding (in Blechformen), Touristen-Chocolade-Liqueur und Weine

empfehlen in bekannt besser Qualität zu billigen Preisen

Franz Jahn Söhne,

Reisergasse 2. Hermannstadt. Kleiner Ring 31.

Nach Auswärts prompte Zusendung unter Nachnahme. [328] 2-2

Das Voll- und Douche-Bad

der Habermann'schen Bade-Anstalt

ist eröffnet.

Der Bade-Tarif liegt in der Bade-Anstalt auf.

Zu der Sommer-Saison bis 25. September:

Dampfbäder für Herren:

Mittwoch und Sonntag von 6 Uhr Früh bis 12 Uhr Mittags.

Wannenbäder:

Sonntag von 6 Uhr Früh bis 4 Uhr Nachmittags,

Dampfbäder für Damen:

Mittwoch von 1/2 3 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends.

an den Wochentagen von 6 Uhr Früh bis 8 Uhr Abends. [431] 3-3

vorzügliche Weine

im Mönchhof-Keller.

Seit Jahren renommirt.

Dessert-Flaschen-Wein:

Table with wine types and prices: Leányka - Mädchentraube, hochprima 0.7 Liter 1 fl. - fr. Menescher Ausbruch 0.7 " 1 " - " Ruster Ausbruch 0.7 " - " 90 " 1834-er Dessertwein 0.7 " - " 80 " Egri bikavér - Erlauer Stierblut 0.7 " - " 70 "

Tischwein:

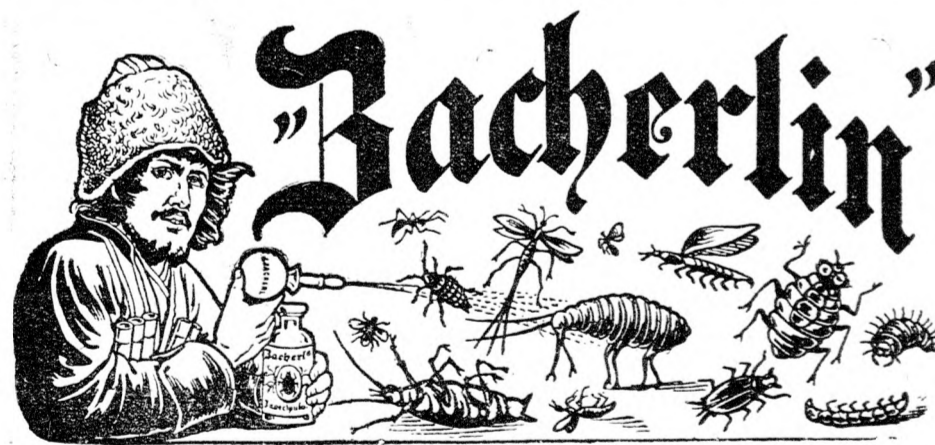
Table with wine types and prices: Hochfein, weiss per Liter 80 fr. Uermescher (Wermuth-)Wein " 50 " Ofner Rothwein " 50 " Tischwein, weiss " 40 " Uermescher Tischwein " 30 " Tischwein, Schiller, bei 10 Liter 20 f. " 24 "

Bei Abnahme von 50 Liter findet eine entsprechende Preisermäßigung statt. — Flaschen werden à 10 fr. per Stück retourgenommen.

Schachtelungsbohl

L. Fronius.

[438] 2-10



das Vorzüglichste gegen alle Insecten

wirkt mit gerabezu froppirender Kraft und rottet das vorhandene Ungeziefer schnell und sicher berart aus, daß gar keine Spur mehr davon übrig bleibt.

Man beachte genau:

Was in losem Papier

ausgewogen wird,

ist niemals eine „Zacherl-Specialität“.

Nur in Original-Flaschen echt und billig zu beziehen:

Table listing agents in Hermannstadt: J. B. Misselbacher sen., Franz Jahn Söhne, Johann Billes, Gustav Gürtler, Ludwig Fuchs, G. W. Grohmann, F. A. Reissenberger, Josef Wagner, Const. Bugarsky, Gustav Kessler, Ludwig Kurovsky, Josef Schwarz, Franz Stenzel, Andreas Göbbel, J. Andrae, K. Herzberg, Apoth. C. A. Markovatz, Josef Jikell.

In den übrigen Städten Siebenbürgens und am Rande sind Niederlagen dort, wo „Zacherlin-Placate“ ausgehängt sind.

Haupt-Depôt:

J. ZACHERL, Wien, I., Goldschmiedgasse Nr. 2.

[245] 7-18

Pfingstfahrt.

Skizze von Reinhold Ortmann.

Es ist Pfingstmontag, und über der frühlingsprächtigen Natur liegt allüberall das glänzende, funkelnde, gleißende Gold der Maienfröhen. Kein Fenster ist so dicht verhängt und keine Thür ist so fest verschlossen, daß nicht ein Bündelchen der leuchten, übermüthigen Strahlen durch irgend ein Ritzelein seinen Weg zu nehmen wüßte, und selbst in dem fernsten Winkel, in der düstersten Kerkerzelle gibt es heute doch irgend ein leichtes Streifenchen oder Fleckchen.

Auch in das Arbeitszimmer des Herrn Rolf Wendelin hat sich ein solches Häuflein lustiger Eindringlinge geräuschlos hineingestoben. Die herabgelassenen Jalousien kümmern sie so wenig, als die ernste Miene des auf seinen Schreibtisch herabgebeugten Hausherrn, der offenbar durchaus nichts wissen will von Maienluft und Sonnenschein. Just, als wenn es darauf abgesehen sei, ihn zu verpöhlen und zu necken, umtanzt ihn unaufhörlich eine kleine Schaar goldglänzender Ringe, die seine Gedanken von der Arbeit ablenken und vor denen er sich nicht zu bergen vermag, wie er auch seinen Sessel rückt und seine Stellung verändert. Bald sind sie auf dem Papier, bald auf seinen Händen, bald hüpfen sie ihm über Stirn und Augen hin, so daß er fast gabelnd gezwungen ist, die Lider zu schließen. Es ist ein Spiel, das ein ernsthafter Mann nicht auf die Dauer ertragen kann, und auch Herr Rolf Wendelin legt endlich mit einer Geberde des Unwillens die Feder bei Seite. Es ist unmöglich, unter einer so hartnäckigen Belästigung zu arbeiten, seine Aufmerksamkeit und Sammlung ist rettungslos dahin, und er wandert in dem dämmerigen Gemache auf und nieder, um sie zurückzugewinnen.

Wenn man ihn so in seiner ganzen stattlichen Größe daherschreiten sieht, muß man sich eigentlich wundern, daß Herr Rolf Wendelin eine so feinfühliges Scheu gegen die Luft und den Glanz des Frühlingstages empfindet. Er ist kraftvoll und gesund, wenn auch sein hübsches Gesicht ein wenig bleich geworden ist von angestrengter geistiger Arbeit und ununterbrochenem Stubenhocken. Was sein Alter anbetrifft, so würde ihm selbst das kritischste und geübteste Damenauge nicht mehr als fünfundsiebzig oder sechsundsiebzig Jahre geben, und für seine eigene, unumstößliche Meinung, daß einem Junggeheule von so ehrwürdigem Alter kein Antheil mehr zustehe an den Freuden und Genüssen der leichtfertigen Jugend, würde er vor einer weiblichen Jury sicherlich keine Zustimmung finden.

Aber Herr Rolf Wendelin ist nun einmal zu dieser Meinung gekommen, und er denkt nicht daran, eine weibliche Jury zu befragen. Er hat eine harte Kindheit durchlebt und seine Jünglingsjahre waren Jahre ernsten Ringens und strenger Arbeit. Er hatte niemals Zeit gehabt, sich um die Freuden des Lebens zu kümmern, und die gefährlichen Pfeile des kleinen, hinterlistigen Liebesgottes sind wirkungslos abgeprallt an dem dreifachen Panzer eines unbeflecklichen Pflichtbewusstseins, mit welchem er seine Brust umgürtet. Nun hat er — wieder seiner eigenen Ansicht nach — die Zeit der Kämpfe und Versuchungen längst überstanden und er ist gefeit gegen alle Gefahren, die dem Dasein eines ledigen Mannes von dieser Seite her drohen können. Einförmig und gleichförmig fließt sein Leben in den ruhigen Bahnen einer gesicherten Existenz dahin und er redet sich ein, daß er vollkommen zufriedien sei.

Wenn er aber zufrieden ist mit seinem behaglichen Lose, wie ist es dann nur möglich, daß ihn ein paar Bündelchen verirrter Sonnenstrahlen in eine so hochgradige Mißstimmung versetzen können? Seitdem sie ihm keine Ruhe gelassen, ist er in der That von denkbar schlechtester Stimmung. Wohin er auch blickt, überall findet er einen Anlaß, sich zu ärgern und plötzlich überkommt ihn ganz unvermittelt ein Gefühl der Vereinfamung und des Alleinseins, das ihm den Aufenthalt in dem halbdunklen Zimmer geradezu unausstehlich macht.

Er zieht die Vorhänge vor den Fenstern empor und er muß unwillkürlich die Augen schließen vor der Fülle von blendendem Licht, das da auf ihn hereinbringt; er stößt die beiden Flügel auf und er spürt etwas wie eine Empfindung körperlichen Wohlbehagens, als er die wärzige Luft in ein paar tiefen Athemzügen in seine Brust einhaucht.

Die sonst so belebte Straße ist heute ganz menschenleer. Nur drüben vor der Badenthür steht der Commis des Speccerhändlers und schaut mit bitterbösem Gesicht zu dem wolkenlosen Himmel empor. Ohne Zweifel habert er mit der Grausamkeit des Schicksals, welches ungerade genug ist, ihn heute in ein dumpfiges Geschäftslocal zu fesseln, während alle Welt schon am frühen Morgen hinausgewandert ist in die weite, herrliche Natur.

Nachdenklich studirt Herr Rolf Wendelin die grimmiqe Miene des Commis. Wenn es wirklich ein so schweres Opfer ist, heute in den engen Straßen der Stadt zu verweilen, warum soll er selbst dann freiwillig dieses Opfer bringen? Warum soll er nicht versuchen, auch für sich etwas von diesen merkwürdigen Freuden zu erhaschen, die doch für alle Welt in dem Herumstreifen unter frischbelaubten Bäumen und zwischen grünen Wiesen zu liegen scheinen? Er hat das Klauchen des Waldes seit vielen, vielen Jahren nicht mehr vernommen und er erinnert sich kaum einer anderen Naturpracht, als des alten, schon seit mehreren Jahren mißsellig mit dem Absterben kämpfenden Nußbaumes auf dem Hofe des Nachbargrundstückes.

Ohne daß er sich von dem beabsichtigten Spaziergange ein besonderes Vergnügen verspricht, nimmt Herr Rolf Wendelin Hut und Stock und schreitet die Straße hinab. Was für merkwürdige, ungewohnte Stimmungen sind es doch, denen er gerade heute zugänglich ist! Da sind ihm in großen Zwischenräumen einige Spaziergänger begegnet, ganz gewöhnliche, alltägliche Menschenkinder — ein biederer Handwerker mit seiner schön geschmückten Ehehälfte, ein Soldat mit seinem Schatz und mehrere andere Paare, an denen durchaus nichts Bemerkenswerthes zu sehen war — aber Wendelin hat doch im Stillen constatirt, daß heute die ganze Bevölkerung der Stadt zusammen und Arm in Arm zu promeniren scheint. So gleichgiltig ihm dies Factum ist, es trägt doch dazu bei, seine Verdrüsslichkeit zu erhöhen, denn es ist ihm, als ob sich alle diese glücklichen Paare mit spöttischem Lächeln nach ihm umwenden und unter einander allerlei wenig schmeichelhafte Bemerkungen über sein ungeschicktes Alleinsein machen. Er, der sonst durchaus nicht furchtsam ist, beilte sich jedes Mal, solchen zudringlichen Menschen aus dem Gesicht zu kommen und so gelangt er, ohne selbst zu recht zu wissen, wie es geschah, in eine Gegend, die er seit vielen Jahren nicht mehr betreten hat und die doch mancherlei Erinnerungen aus der Kinderzeit in seinem Herzen weckt.

Hier dehnt sich dicht vor den Thoren der eigentlichen Stadt eine lange Reihe von Gartenlocalen aus, die als die beliebtesten Erholungsorte der weniger bemittelten Volksschassen gelten. Ein ohrenzerreißender, unharmonischer Lärm verkündet schon auf weite Entfernung hin ihre Existenz. Bestimmte Drehorgeln und grausam mißhandelte Blasinstrumente weiteisern mit dem Jauchzen spielender Kinder, dem Schreien heiserer Ausrufer, dem Anraren der Carouffels und dem Klappern der Gläser und Tassen, um jenes schwirrende, betäubende Chaos von Tönen hervorzubringen, das von einem eigentlichen Volksfest unzertrennlich ist. Wendelin ist entschlossen, sich nicht in das Gewühl zu mischen, aber von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, thut er doch noch einige Schritte und noch einige, bis er sich plötzlich mitten im Gedränge harmlos fröhlicher Menschen sieht. „Wie anspruchslos sind doch alle diese Leute!“ sagt er zu sich selbst, während er seinen Blick herumwandern läßt, um die Schönheiten zu entdecken, von denen alle die Lauernde hierher gezogen sein mögen. Da sind zur Linken die sogenannten „Vergnügungsgärten“, große Sandflächen mit ungezählten, weiß getünchten Tischen und Stühlen; zur Rechten aber dehnt sich eine dürre, trostlose, spärlich bestandene Kiefernhaide, auf deren Boden kaum hier und da ein Büschel fahler Grassalme sprießt und die ihrem

Totalbilde nichts Anderes ist, als die Caricatur eines Waldes. Wohl spannt sich der strahlende, lichtblaue Frühlingshimmel auch hier über die ganze Scenerie; aber er erscheint wie mit einem feinen grauen Schleier überzogen, denn in der Luft schwebt eine ungeheure, sich immer erneuernde und immer gewaltiger anwachsende Wolke feinen Staubes, und dieser zartförmige Flugstaub legt sich in weißlichen Schichten auf alles Todte und Lebendige rings umher. Die Kleider der Vergnügungslustigen, wie ihre Gesichter und ihre Rehlen, die spärlichen Blätter des dürren Gesträuches am Wege ebenso, wie die vielbegehrten Leckerbissen der Kuchenverkäuferinnen, sie alle sind mit einer dicken Staubschicht umgeben, und tausende von Staubpartikeln wandern mit jedem Athemzuge in die Lungen der Erfrischungsbefürftigten. Der heimlose Drehorgelspieler am Straßenrande ist fast schon in einen Sandhaufen verwandelt, und wenn einmal im scharfen Trabe ein Wagen über den Fahweg rollt, so verschwinden hinter den aufwirbelnden Wolken vorübergehend Menschen, Thiere und Bäume.

Und doch herrscht ringsumher die lauteste, sorgloseste Fröhlichkeit. Auf den Gesichtern der Erwachsenen, die sich vielleicht noch geftern in die düsternen, sorgenvollen Falten des Kummers gelegt, macht sich heute ein zufriedenes Lächeln des Behagens breit, und aus den lachenden Augen der Kinder, von ihren dunkel glühenden Wangen und Lippen leuchtet eitel Glückseligkeit und Wonne.

Rolf Wendelin streichelt einem kleinen krausköpfigen Burschen, der ihm gerade zwischen die Füße gelaufen ist, freundlich das wirre Haar. Er hat bisher in dem Glauben gelebt, daß er die kleinen Kinder nicht ausstehen könne, und nun findet er mit einem Mal, daß sie im Grunde ganz allerliebste Geschöpfe seien, und daß etwas Anstößendes in ihrer glücklichen Heiterkeit liege. Er kneift den Kleinen sogar scherzend in die runden Waden, und er, der sonst so ernst und gemessen ist, daß ihn die Meisten für hochmüthig halten, läßt sich mit dem struppigen Bübchen, das ganz das Aussehen eines künftigen Gassenjungen hat, in ein freundschaftliches Gespräch ein, welches beide Theile höchlichst zu befriedigen scheint. Das Kind läuft jauchzend mit seinem Silberstück davon und Herr Wendelin ist gedankenvoll, aber wesentlich erheitert, seine Spaziergange fort. Er denkt vielleicht der längst vergangenen Pfingsttage, da auch er als ein fröhliches Bübchen sich genau an der nämlichen Stelle im dichtesten Menschengewühl umhergetrieben und sich in der glücklichen Bedürfnislosigkeit seines Kindergemüthes reicher geglaubt, als einer der Großen der Erde. Die Dürftigkeit ist seither ganz unverändert geblieben. Es ist noch dieselbe dürre Kiefernhaide, derselbe Lärm und derselbe Alles durchdringende Staub! Ja, er glaubt sich sogar der verstimmten Drehorgel drüben auf der anderen Seite der Straße und der dicken Kuchenverkäuferin zu seiner Linken zu erinnern, obwohl Beide unzweifelhaft bereits einer neuen Generation angehören!

Nichts, gar nichts hat sich geändert; nur er selbst ist ein Anderer geworden, und er vermag sich auf die Frage, ob er denn heute glücklicher sei, als damals, nicht einmal eine bejahende Antwort zu geben. Es fehlt ihm ja nichts von alledem, das gemeinhin zu den Unnehmlichkeiten des Lebens gerechnet wird, aber er fühlt sich doch ärmer, als die armen Leute um ihn her. Denn da ist Keiner, der so einsam wanderte, wie er. Wer nicht im berechtigten Stolge eines Familienvaters mit Weib und Kind daherziehen kann, der führt doch wenigstens einen Schatz am Arm, und die Pfingstsonne scheint von einem ganz besonders befruchtenden Einfluß auf die zarten Triebe des Herzens zu sein, denn es will Herrn Rolf Wendelin scheinen, als hätte er noch niemals so viel verliebte und zärtliche Mienen gesehen, wie gerade heute.

Und gibt es denn wirklich keine Menschenseele auf der ganzen weiten Welt, an die er ein Andeut hat und in deren Gesellschaft er den schönen Frühlingstag tiefer und freudiger genießen könnte?

Schon wieder gleitet ein heiteres Lächeln über sein Gesicht, denn es ist ihm plötzlich ein absonderlicher Einfall gekommen, und da er nun heute doch einmal seine gewöhnliche Würde zu einem guten Theil abgestreift hat, so zögert er nicht, den stüchtigen Gedanken zur That werden zu lassen. Ehe noch eine weitere halbe Stunde vergangen ist, sitzt er — kläglich zusammengepercht mit einem Duzend anderer Ausflügler — in einem Coupée des Zuges, dessen erste Haltestationen beliebte Zielpunkte der hauptstädtischen Sonntags-touristen sind. Seine Reizegesellschaft lichtet sich nach und nach; er aber strebt weiter hinaus, und erst nach mehr als zweistündiger Fahrt springt er auf dem Bahnhofe des kleinen Landstädtchens E. leichtfüßig und elastisch, wie ein Jüngling aus dem Waggon.

Er ist zum ersten Male hier; aber es wird ihm, dem Großstädter, nicht schwer, sich in dem unbedeutenden Nestchen zurecht zu finden; Die, welche er sucht, sollen ja auf dem Kirchengelände wohnen, und so braucht er nur dem hoch über die niedrigen Dächer ragenden spitzen Thurm entgegen zu wandern, um sein Ziel zu erreichen. Es sind nur kleine, einstöckige Häuschen, die da in der unmittelbaren Umgebung der Kirche stehen, zumieft mit Wein oder Epheu überrankt und von alten breitästigen Linden beschattet. Eines von ihnen hat auch ein winziges, aber wohlgepflegtes Gärtchen an seiner vorderen Seite, und gerade auf dieses schreitet Herr Wendelin zu, als wenn er sicher sei, daß kein anderes Diejenigen beherbergen könne, welche er sucht. Aber das Herz klofft ihm doch ein wenig, da er die hölzerner Gartenthür öffnet, denn hier ist Niemand auf seinen Besuch vorbereitet, und er selbst ist sonst durchaus kein Freund von Ueberraschungen dieser Art. Aber er hat doch wohl ein gewisses Recht, sich so unangemeldet einzustellen, denn einem Pflegerater wird man die Befugniß nicht abprechen können, sich von dem Wohlergehen des jungen Menschenkindes, für dessen Schicksal er die Verantwortung übernommen hat, durch den Augenschein zu überzeugen. Und Herr Rolf Wendelin hat wirklich ein Pflegekind, wenngleich ihn selber diese Vorstellung gerade jetzt etwas absonderlich bedünkt.

Sein liebster und treuester Freund hat ihm das früh verwaiste, unverjorgte Töchterchen als eine Art von heiligem Vermächtniß hinterlassen, und da Wendelin aus Mangel an Erfahrung auf diesem schwierigen Gebiete die Erziehung der Kleinen nicht wohl in eigener Person übernehmen konnte, so hat er sie schon seit sechs oder sieben Jahren bei einer würdigen Anverwandten, einer alternenden Pastorenwitwe, untergebracht. In der ganzen Zeit hat er die kleine Ella nicht ein einziges Mal gesehen und seine directen persönlichen Beziehungen zu ihr haben sich auf einen alljährlich um die Neujahrszeit ausgetauschten, beiderseits ziemlich förmlichen Brief beschränkt. Er weiß ja, daß sie in guten Händen ist, und er versteht sich so wenig darauf, mit heranwachsenden Mädchen umzugehen, daß ihm ein Besuch Ella's in der Hauptstadt nichts, als ärgerliche Verlegenheiten hätte bereiten können.

Und nun ist er mit einem Mal unangemeldet und wie vom Himmel gefallen da, um ihr einen Besuch abzustatten, der ihr im günstigsten Falle gleichgiltig, wahrscheinlich aber recht unerwünscht sein wird! Wenn sich Herr Rolf Wendelin nicht vor sich selber schämte, so würde er wahrscheinlich noch auf der Schwelle des Häuschens umkehren. Aber dazu ist es jetzt zu spät. Er legt müthig seine Hand auf den spiegelblank gepulsten Messinggriff der Thür und tritt vorsichtig ein. Niemand hat ihn gehört, wie es scheint, denn Keiner kommt, ihn zu begrüßen. Verlegener noch, als zuvor sieht er auf der weiß geputzten Diele. Zu seiner Rechten befindet sich eine Thür und da ihre obere Hälfte aus Glas besteht, hinter welchem die weiße Gardine ein wenig zurückgezogen ist, so kann er, ohne geradezu indiscret zu sein, das Innere des Stübchens bequem überschauen.

Es ist ein Zimmer, wie man sie in den kleinen Städten wohl zu Hunderten finden mag, niedrig, anheimelnd und sauber, — ohne jeden Luxus und doch auch ohne alle Verächtlichkeit. Aus der Ecke beim Ofen rückt schwerfällig eine alte Kastenthr, auf den Fensterränken stehen Blumentöpfe, die mit rothen und gelben Blüten förmlich überfetzt sind, und von dem Nächststehenden schmertert ein wohlgepflegter Canarienvogel in stattlichem Messingbauer sein zuverfichtliches, sorgloses Lied.

Im Lehnstuhl am Fenster sitzt die Pastornwitwe. Herr Rolf Wendelin erkennt sie trotz der langen Trennung auf den ersten Blick, denn das ist unter dem grauen, glatt geschichteten Haar noch dasselbe sanfte, ehrwürdige Gesicht, wenn auch zu den vielen alten Fältchen und Runzeln inzwischen noch ein paar neue hinzugekommen sein mögen. Sein Mündel aber kann er in dem anmuthigen Raume nirgend erblicken, denn das schöne junge Mädchen, welches da auf dem Fußbänkelein vor der Alten kauert und seine wundervollen, leuchtenden Augen fest auf das ehrwürdige Gesicht gerichtet hat, kann doch unmöglich die kleine Ella sein, die er vor sechs Jahren der Dohut seiner Verwandten übergeben.

Eben will Herr Rolf Wendelin an die Thür klopfen, als der weiche Klang einer Mädchenstimme an sein Ohr schlägt. Nie zuvor hat ihn ein Ton aus menschlichem Munde so wunderbar und eigenartig berührt, als dieser, fast unwillkürlich läßt er die Hand niedersinken, um die Sprechende nicht zu unterbrechen und ihr bis zu Ende lauschen zu können und so versteht er ganz deutlich jedes ihrer Worte.

„Aber wenn er es so gut mit uns meint, liebe Tante Amalie, warum kommt er nicht ein einziges Mal, mich zu besuchen? Wie sehr würde ich mich freuen, ihn wiederzusehen! Ich erinnere mich seiner ja noch recht gut, wie er damals nach meines lieben Vaters Tode zu mir kam und mich tröstete und mir versprach, mir, soweit er es vermöchte, den Verstorbenen zu ersetzen. Er war so gut und freundlich, und er sieht so schön und stattlich aus, daß ich gleich Vertrauen zu ihm hatte und daß ich ihm gern gefolgt wäre, wohin er mich auch geführt haben würde. Ihm aber ist es doch wohl gleichgiltig, ob ich ihn lieb habe oder nicht, sonst hätte er gewiß schon längst einmal das Verlangen gehabt, mich nach der Hauptstadt zu rufen oder uns durch seinen Besuch zu überraschen!“

In Rolf Wendelin's Antlit ist während dieser Worte eine ganz sonderbare Veränderung vorgegangen. Er ist erröthet, wie ein Schulknabe, und seine Lippen zucken. Leise und behutsam will er sich zurückziehen; denn daß er in diesem Augenblick nicht eintreten kann, ist ihm eine ausgemachte Sache. Kann er es doch gar nicht begreifen, daß diese völlig erwachsene schöne junge Dame mit der wunderjüßen Stimme wirklich die kleine Ella sein soll, und daß er selbst es ist, von dem sie, ohne seine Nähe zu ahnen, mit solcher Wärme und Innigkeit gesprochen. Er fühlt sich so verlegen und befangen, daß er gewiß kein Wort hervorbringen konnte, wenn er jetzt gezwungen wäre, ihr gegenüber zu treten, und er gedenkt darum, sich erst auf einem kleinen Spaziergange ein wenig von seiner Ueberraschung zu erholen.

Schon ist er, Schritt vor Schritt geräuschlos zurückweichend, der rettenden Thür ganz nahe gekommen, als er unglücklich Weise den Hockensug berührt. Ein lauter, heller Klang zittert durch das Haus und Herr Wendelin sieht seine Absicht gründlich vereitelt. Zwei Minuten später sitzt er in dem kleinen Stübchen zwischen der hocherfreuten Tante Amalie und ihrem lieblichen Mündel, welches einmal über das andere erröthet und ebenso große Mühe hat, die Unterhaltung zu führen, als Herr Wendelin selber. Beide begriffen es wie eine Erlösung, als ihnen die Pastornwitwe endlich den Vorschlag machte, einen kleinen Spaziergang nach dem nahen Gehölz zu unternehmen.

Wie sie da Seite an Seite dahinschreiten, unter dem lachenden blauen Himmel, der hier von keinem Staubschleier verhüllt ist, umflüstert von dem geheimnißvollen Klauchen und Säuseln eines herrlichen Buchenwaldes und umgeben von dem unvergleichlichen, sonnigen Zauber eines linden Frühlings-tages, da wird es Herrn Rolf Wendelin mit einem Male klar, warum der Commis des Krämers ein so verzweifelt Gesicht gemacht und warum alle Welt heute nur paarweis dahingewandelt ist. Und er erinnert sich, daß nach den Worten der heiligen Schrift das Fest der Pfingsten mehr als jedes andere ein Fest der Liebe sei, — der Liebe, für die er sich bis dahin störrischer Weise so alt geglaubt.

Ehe noch der Pfingstmontag zur Ruhe geht, hat er von zwei süßen, schelmischen Lippen die beseligende Gewißheit erhalten, daß er noch jung genug sei, um ein Herz zu bezwingen; — und Herr Rolf Wendelin antwortet mit dem feierlichen Gelöbniß, daß er fortan nie wieder einsam und allein eine Pfingstfahrt unternehmen werde.

Der Kanzleirath.

Eine physikalische Geschichte.

Der Kanzleirath E. hat in seinen Jünglingsjahren naturwissenschaftlichen Studien obgelegen, ist jedoch, trotzdem er für die Astronomie schwärmte, kein Sternbeuter geworden. Im Gegentheil! Er kennt jetzt viel besser den Ort, wo die Anteaeten zum Fascikel litera „B“ gelegen sind, als denjenigen, wo sich der Stern „γ“ im Sternbild der Andromeda befindet. Seine naturwissenschaftlichen Reminiscenzen haben jedoch einen nachhaltigen Einfluß auf seinen Charakter ausgeübt. Er ist begeistert von den Schriften Jules Verne's, sowie von den Erfindungen Edison's, der dem Zeus das Scepter stahl, wie weiland Franklin dem Jupiter den Blitz, und blühte mit Verehrung auf Darwin, Wagt und Büchner.

Er war Wittwer und vor seiner Uebsage nach sehr glücklich verheiratet gewesen. Dieses Glück scheint aber nicht sehr tiefe Wurzel gefaßt zu haben, denn der Verlust seiner Ehehälfte hat sein späteres Leben nicht verbittert. Wer den im besten Manesalter stehenden Kanzleirath und dessen leutselige Manieren kannte, mußte in ihm das Prototyp der echten Bonhomie erkennen.

Diese kam insbesondere seinen Untergebenen, Diurnisten jeden Alters und der verschiedensten Bildungsstufe — der einzige Stand im Staate, der an kein Qualificationsgesetz gebunden ist — zugute. Da man die Vorleser des Vorgelegten für Naturwissenschaftliches kannte und gewiß war, ihn dadurch gesprächig zu machen und in gute Laune zu versetzen, hörte man im Bureau weit öfter die Worte: „Kraft und Stoff, Atom und Molekül“, als mundiren, collationiren und revidiren.

Kanzlist Bummeler, ein lustiger Geselle, hatte für den Nachmittag dringenden Urlaub nötig, da seine rothwangige Cousine vom Lande angelangt war. Um jedoch sein diesbezügliches Ansuchen nicht in der, durch die oftmalige Anwendung bereits zur Schablone herabgedrückten Form vorbringen zu müssen, dachte er sich mittelst der Physik aus der Verlegenheit zu ziehen.

Während er ein Schriftstück, welches ihm der Kanzleirath soeben hingereicht hatte, scheinbar mit der größten Aufmerksamkeit studirte, lauerte er auf den Moment, wo ihm irgend eine Aeußerung desselben, welche meistens des wissenschaftlichen Anstriches nicht entbehrte, die günstige Gelegenheit des Eingreifens bieten würde.

„Geben Sie Acht, Bummeler!“ wandte er sich an ihn, „die Theorie der Erhaltung der Kraft bezieht sich diesmal nicht auf Sie; im Gegenheil, ichonen Sie dieselbe nicht, dieses Actenstück nett und sauber abzuschreiben. Alles Geschriebene auf Erden reflectirt die von der Sonne empfangenen Lichtstrahlen in's Univerfum, wo Nichts verloren gehen kann und wo sich, wissenschaftlich gesprochen, der Reflex dieses Schriftstückes bis in alle Ewigkeit fortpflanzen wird.“

Die emsig arbeitenden Tagelöhner der Intelligenz nickten stumm mit dem Kopfe und Bummeler senkte sinnend die Feder in das Tintenfaß.

„Um das Gesagte Ihrem Verstandniß näher zu bringen, Bummeler!“ fuhr der Kanzleirath fort, „nehmen wir an, daß die Sonne ein verliebtes Pärchen beschene; das Spiegelbild desselben muß ewig durch den Aether zittern.“

„Oh!“ unterbrach ihn Bummeler schnell, „gestatten Sie mir, heute Nachmittag dieser Fata morgana als Urbild zu dienen; ich, die Wissenschaft und meine Cousine stehen darum.“

Der Kanzleirath mußte lachen und Bummel hatte schlaue feinen Zweck erreicht.

Eines Abends, im Herbst, ging der Kanzleirath auf dem Heimwege an dem Schaufenster einer Kunsthandlung vorüber, wo die Meisterwerke der graphischen Künste ausgestellt waren.

Er blieb gemohnheitsgemäß einen Augenblick stehen, denn er besah auch ästhetisches Gefühl und kritischen Blick. Eine anmuthsvolle Scene war da auf das Papier hingezaubert.

„Im Zenit gibt's ein Wiedersehen,“ sagte er halblaut, wie zum Troste, vor sich hin, „denn alles Geschehene auf Erden reflectirt die von der Sonne empfangenen Lichtstrahlen in's Univerſum, wo nichts verloren gehen kann und wo sich dieselben ewig fortpflanzen müssen.“

„40.000 Meilen in der Secunde,“ rief Jemand hinter seinem Rücken aus. „42.000,“ — corrigirte er, sich umwendend, den Sprechenden.

Es war ein hoher, breitschultriger Mann mit wettergebräunten ausdrucksvollen Zügen.

„Ob mehr oder weniger, gilt gleich,“ sagte dieser. „Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß man auf dem Rücken eines Lichtstrahles, der eine zehnmal größere Geschwindigkeit besäße, jene Lichtstrahlen noch einholen könnte, welche einst die Pyramiden der Egypter in das Weltall reflectirten.“

Man könnte sehen, wie sich Griechenland mit Tempeln und Statuen bedeckt, wie die römischen Legionen die Welt in's Sklavenjoch beugen, ja wie sich das erhabene Werk der Erlösung am Kreuze vollzieht.“

Bei diesen Worten war der Fremde innehaltend in das volle Licht des Portals getreten, schob seinen Arm in den des Kanzleirathes, der aufmerksam zugehört hatte, und führte ihn langsamen Schrittes weiter.

„Ich komme,“ fuhr er fort, „von den Ufern des Ganges, des heiligen Stromes der India, nach deren Ansicht der Mensch die Bestimmung hat, nach seinem Tode in den Zustand der ruhenden Vertheil, in das Nirwana zurückzuführen.“

Der Fremde ließ sich nicht stören, und während sie ihren Weg fortsetzten, trug er allein die Kosten der Unterhaltung.

„Ich sah einen Brahminen,“ erzählte er weiter, „der sich dermaßen in ein absolutes Freisein von jeder Empfindung und Vorstellung hineingelegt hatte, daß er nun schon fünfzig Jahre an einem Pfeiler am Meeresufer stand und sich keine zehn Schritte weit davon entfernte hatte; — starres Aeußen war sein Lebensprincip.“

„Das meine ich hingegen,“ versetzte im höchsten Grade angeregt der Kanzleirath, „ist die iphäreische Bewegung. Mit der unmeßbaren Geschwindigkeit eines Kometen durch den Kosmos schweben und die Lichtstrahlen unserer Erde verfolgen, einholen und hinter sich lassen; gleichzeitig zu sehen, was geschah, geschieht und geschehen wird; — Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mit einem Blick zu erfassen, — das wäre erhaben, — das ist göttlich!“

Der Fremde lächelte und schwieg. Bei diesen Worten waren sie an den menschenleeren Quai gelangt, an dessen Quadern sich die Wellen des breiten Stromes mit monotonem Plätschern brachen.

Der Mond durchdrang eben eine dunkle Wolkenschicht und übergoß die Gegend mit silbernem Glanze. Plötzlich fühlte der Kanzleirath den Boden unter seinen Füßen sinken und Jemanden seine Hand erfassen. Er und sein Begleiter wurden der Erde entrückt und in die Luft emporgetragen.

„Wir haben den gestrigen Tag eingeholt,“ flüsterte der Fremde, — „nun wollen wir unsere Geschwindigkeit verzehnfachen.“

„Raum sagte er das, hatten sie bereits einen erloschenen Fixstern erreicht. Von der Höhe des todessternen Schladengefildes deutete der Fremde mit stummer Geberde gegen eine Richtung des Pimmelgewölbes hin.

„Zurück,“ rief da der Fremde aus, „Du sollst den Schmerz nicht nochmals empfinden, sehen zu müssen, wie man sie in die Erde bettet.“

„Halt! nur noch eine Secunde,“ bat der Kanzleirath. Diesem Wunsche folgte die Erfüllung auf dem Fuße, doch war es zu spät.

Auf dem Rückwege begriffen, standen sie in dem Augenblick still, als sich ihnen unerwartet ein Bild darbot, dem jedenfalls ein früheres Ereignis zur Grundlage diente. In einem Parke unter hohen Bäumen stand ein schmucker Officier in der blinkenden Uniform und schien auf ein Stellbischen zu warten.

„Nun sind wir eine Erklärung des Gesagten schuldig. Die Geschichte hat sich auf die natürliche Weise zugetragen.“

Der Kanzleirath war, nachdem er sich in dem Schaufenster an dem bekannten Bilde Fontano's „Enfance secul“ satt gesehen hatte, ruhig seiner Wege gegangen. Zu Hause angelangt, streckte er sich behaglich auf den Divan hin, nahm eine wissenschaftliche Zeitschrift zur Hand und las den äußerst interessanten Artikel über die Geschwindigkeit des Lichtes und der Electricität im Raume.

„Beim Erwachen wird er auch den Namen seines traumhaften Begleiters erfahren. Das Heft, welches seinen Händen entglitt und geöffnet auf dem Boden liegt, ist gerade an jener Stelle aufgeschlagen, wo sich das Bildniß Edison's befindet.“

Ein Actschluß mit Hindernissen.

Humoreste von Emma Friedländer-Werther.

Die gnädige Frau hatte sich in ihrem silbollen Voudoir in die Polster der Chaiselongue zurückgelehnt und ließ die angenehmen Bilder des gestrigen Abends an ihrem Geiste vorüberziehen.

Es war gestern sehr anregend in der Gesellschaft bei dem Geheimrath gewesen. Die lebenden Bilder, das Souper mit dem interessanten Tischgespräch, der Ball, der reizende Cotillon als Schluß, wirklich ein köstlicher Abend! „Anregend! Das war das richtige Wort!“ Sie fühlte sich auch angeregt.

„Mein, Frau Leonore fühlte nichts dergleichen, sie war heiter, glücklich, angeregt, sogar inspirirt. Die rechte Stimmung, um sich heute wieder einmal in die Arbeit zu vertiefen.“

„Ich will sogleich das Manuscript vornehmen; ich bin schaffensfreudig, voll der herrlichsten Gedanken! Heute werde ich einen wundervollen Schluß der interessantesten Scene finden.“

Er liegt zu ihren Füßen und sagt: „Thilda, Du Stern meines Lebens, mein Alles, meine Seligkeit!“ So weit war sie neulich gekommen, als ihr der Lieutenant v. Behring gemeldet wurde, dessen Besuch sie doch unmöglich zurückweisen konnte.

„Herr v. Behring war übrigens auch gestern dagewesen; wie hatte er doch bei ihrem Eintritt in den Salon geküßelt (allerdings mit etwas deutlicher Stimme): „Wenn die Sonne erscheint, erblicken alle anderen Gestirne!“

„Das war allerliebste gesagt, er hatte wirklich eine sehr poetische Ausdrucksweise. Ob sich die Phrase vielleicht verwenden ließe? Nein, in die Scene paßte sie doch wohl nicht hinein; Konrad ist ja mit Thilda allein, da kann er doch nicht von dem Erblichen anderer Gestirne sprechen.“

„Allo, er sagt: — — — Ja, was kann er eigentlich noch sagen?“ Gerade dieser Satz wird ihr so schwer. Denn wahrhaftig, soviel sie sich auch befinnt, es fällt ihr kein einziger Mann ein, der jemals vor ihr auf den Knien gelegen hätte.

„Allo, er sagt: „Thilda, mein Stern, mein Alles, mein Leben, meine Seligkeit!“ Aber das ist kein Actschluß!“

„Nun kann ja Thilda sprechen (entriistet): „Mein Herr, was glauben Sie von meiner Ehre? Wessen halten Sie eine deutsche Jungfrau für?“

„Mein, der Satz klingt steif, unnatürlich, also ändern: „Mein Herr! — Mein Herr — — — mein Herr — — —“

„Mama, Du erlaubst wohl, daß ich mit Ernst Freitag auf den Croquet-Platz gehe?“ sagt eine Stimme hinter ihr. Leonore dreht sich entriistet um, denn wirklich, eben war ihr eine Antwort auf „Konrad's freche Worte“ eingefallen, und natürlich ist sie ihr durch die plötzliche Störung wieder entfallen.

„Junge, mußt Du mich denn immer stören? Kann man denn nicht eine Viertelstunde ruhig arbeiten?“ spricht die empörte Mutter zu ihrem Stammhalter, der so dreist ihre Gedanken aus dem Lande der Poesie in dasjenige der trivialen Wirklichkeit zurückgerufen.

„Der Kronprinz des Hauses verschwindet und murmelt im Abgehen: „Sauve qui peut! Mamachen ist dichterisch aufgeleht!“

„Thilda hat endlich die richtigen Worte gefunden; Konrad ist aber ein so verdorfter Sünder, daß selbst ihre Unschuld und Jugend ihn nicht von seinen schändlichen Gedanken abbringen: „Thilda, Du glaubst nicht an meine Liebe? O, mit Flammenschrift ist Dein Name in mein Herz gegraben!“

„Gnädige Frau, der Bier-Mann ist da! Haben gnädige Frau vielleicht drei Mark für das Bier und zehn Pfennig Trinkgeld bei der Hand? Die Köchin kann nicht auslegen!“

„Der Bier-Mann! Es ist empörend! Sie wandelt in idealen Sphären und wird durch einen Bier-Mann aus den höheren Regionen gerissen.“

„Das Kind weint und schluchzt. Die arme Mutter steht auf, überläßt Konrad nebst Thilda ihrem Schicksal und beruhigt ihr Neßhäfchen.“

„Meine nicht, Schatz! Auguste, setzen Sie Baby auf den Teppich, geben Sie ihm etwas zu spielen und gehen Sie. Baby wird artig sein.“

„Baby artig sein!“ wiederholte das Kleine. Es wird mit einer Schäderei Spielzeug auf den Teppich niedergelegt und baut ganz ruhig seine Schöpferei dort auf.

„Frau Leonore versucht den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen und sich nochmals in Thilda's entriistete Seele zu versetzen: „Mein Herr! Eher stürze ich mich in diesen Abgrund, ehe ich dulde, daß Sie auch nur meine Hand berühren!“

„Thilda ist nämlich eine echt germanische Natur, eine deutsche Jungfrau, wie sie sein muß! Nun antwortet er — er? — er? — er? — — — sie befinnt sich, — rollt die Augen, — runzelt die Stirn. Neben ihr ertönt ein klägliches Geschrei.“

„Baby artig und Mama so böse! So böse! U! U! U!“ heult der kleine Weltbürger.“

„Mama ist ja nicht böse, Schatz! Höre doch nur auf, zu weinen, mein Liebchen! Mama ist gut!“ streichelt und beruhigt ihn die unglückliche Dichterin. Baby ist aber nicht so leicht zu versöhnen.

„Das darf Baby nicht, die Farbe ist schädlich,“ sagt Frau Leonore und nimmt dem Kleinen das Spielzeug fort.

„Aber durch diese Gewaltthat ist ein neuer Sturm heraufbeschworen, Baby weint und schreit, und die arme Mutter weiß keinen anderen Rath, als „Zwangsausweisung.“

„Mama, wie viele Schneidezähne hat der Affe?“ fragt ihr eben eingetretenes Töchterchen und reißt die unglückliche Dichterin nochmals aus den Gefilden der Poesie.

„Nein, es ist wirklich unglücklich! Was gehen mich denn die Affen und ihre Schneidezähne an? Sieh' im Naturgeschichtsbuche nach und lasse mich ungestört, hörst Du?“ sagt die entriistete Mutter streng, und das Kind tritt mit einer Jammermiene den Rückzug an.

Von Neuem sucht Konrad Thilda seine Liebe zu betheuern. Nun schwankt Frau Leonore eben, ob sie Thilda vielleicht wirklich in den Abgrund stürzen solle? Das könnte eigentlich einen großen Bühneneffect geben! Der Abgrund müßte freilich nicht zu tief sein, sie brauchte sich ja keinen Schaden zu thun, unten könnte z. B. ein Wagen mit Feu stehen oder Hermann, dem Thilda in die Arme fliegt. Sie sollen sich doch am Ende „kriegen“, und das wäre eine recht originelle Form.

„Allo: „Sie breitet die Arme aus, schwingt sich in den Abgrund und — — —“

„Gnädige Frau verzeihen, diese Bettbezüge haben schon so arge Löcher, ich weiß nicht, ob ich je nochmals stoppen soll? Es lohnt eigentlich nicht die Arbeit!“

„Stellen Sie die Löcher, Fräulein Karoline, es lohnt noch,“ sagt Frau Leonore mit kühnem Entschlusse, und zum Diener gewendet: „Ich lasse den Herrn Lieutenant bitten.“

„Ja, sie wird jetzt plaudern, aus dem Arbeiten wird heute doch nichts Rechtes! Vielleicht kann sie noch morgen die edle Thilda in den Abgrund stürzen!“

Ein Berliner Theaterzettel vor 200 Jahren.

Von Dr. Alexis.

Wie man vor zweihundert Jahren in Berlin Theaterzettel machte, davon eine Probe hier zu erhalten, mag dem werthen Leser gewiß nicht uninteressant sein.

Man ersieht daraus zugleich, daß Wallenstein schon lange vor Schiller's Zeit, und zwar ziemlich bald nach seiner am 25. Februar 1634 geschehenen Ermordung auf die Bühne gebracht worden war.

Die in Rede stehende Ankündigung, von einem der umherziehenden Schauspiel-Unternehmer, denen damals einzig und allein die Pflege der dramatischen Kunst überlassen war, ausgegangen, lautet:

„Montags den 3. September soll denen respektive hochgeigneten Liebhabern der Teutschen Schauspiele zu sonderbarem Wohlgefallen präsentirt werden:

Die weltbekannte Historie von dem Tyrannischen General Wallenstein. Personen.

- 1. Ferdinandus I. Römischer Kaiser. Ferdinandus II. König von Ungarn. 3. 4. Matthias Galas, Graf Duxenberg. Kaiserliche Generale. 5. Albertus Wallenstein. Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg. 6. Dessen Gemahlin. 7. 8. Friderich, Albertus, Ihre Söhne. 9. Isabella, Kammerjungfer bei Wallensteins Gemahlin. 10. Herzog von Weymar. 11. Nemilia, dessen Tochter. 12. Graf von Arnheim. 13. 14. Terzi. Rinski. Böhmisches Grafen. 15. Alaw, Wallensteins Marschall. 16. 17. 18. Obrister Leske. Obrister Gordon. Capitain Buttler. So den Wallenstein und seine Creaturen tödten. 19. Neumann, Wallensteins possirlicher Rittmeister. 20. Der Koch. 21. Ein voll-befoffener Reuter. 22. Ein Page. 23. 24. Die Genter. Summarischer Inhalt.

Act 1. Scene 1. Der Kaiser rüftet sich wider Wallenstein, weil er von seinem Generalat nicht abweichen will, zum Kriege; befiehlt sowohl dem Galas eine Armee wider ihn aufzubringen, als auch den Duxenberg nach Ungarn zu schicken, um etwas Hüßsvölker herbeizuführen.

Scene 2. Wallensteins Kriegs-Officiere verwundern sich, daß ihr großer General resigniren will und haben deswegen allerhand Anschläge. Scene 3. Nachdem Wallenstein selbst zu ihnen kommen und von allen beklaget worden, beschließen sie, sich wieder den Kaiser aufzulehnen, und niemand anders als ihren General davor zu erkennen, wobei Neumann possirlich mit prahlet.

Wallenstein schickt Alaw nach dem Herzog von Weymar und Grafen Arnheim, eine Allianz mit ihnen zu machen. Scene 4. Rittmeister Neumann giebt dem jungen Alberto einen Verweis, daß er sich in die Isabella verliebet, und unterrichtet ihn, wie er sie auf andere Manier zu seiner Affection bringen soll.

Scene 5. Alberto will zwar bei Isabella Neumanns Rath gebrauchen, aber auf ihr demüthiges Abmuthen wird er wieder auf andere Gedanken gebracht.

Act 2. Scene 1. Nachdem Wallenstein mit den Bundesgenossen conferiret, beschließt er auf das Geschwindeste, seinen Anschlag in's Werk zu setzen. Scene 2. Rittmeister Neumann unterrichtet den jungen Friderich, wie er sich bei Nemilia, seiner Liebsten, verhalten soll.

Scene 3. Der Herzog von Weymar heredet seine Princessin Tochter, den jungen Friderich zu ehelichen, der sich auch durch allerhand Liebesfongungen bei ihr auf's Beste infinuirt. Scene 4. Leske, Gordon und Buttler tragen Bedenken, dem Wallenstein wider den Kaiser beizustehen und beschließen, vielmehr solche Verrätherei zu entdecken. Scene 5. Der Kaiser und König von Ungarn schelten des Wallensteins Meineid und machen sich parat, ihm zu widerstehen.

Scene 6. Leske, Gordon und Buttler offenbaren dem Kaiser des Wallensteins Verrätherei und verprechen Sr. Majestät, ihn hinzurichten.

Act 3. Scene 1. Friderich fährt fort, Nemilia zu seiner Liebe zu persuadiren, die sich ihm als seine Gemahlin ergibt. Scene 2. Wallenstein wundert sich über seiner Söhne Liebesaffären, wobei Neumann mit scherzet.

Scene 3. Friderich kommt mit Nemilia, und bittet, um Hochzeit mit ihr zu machen. Scene 4. Leske, Gordon und Buttler offenbaren dem Wallenstein, daß sie von dem Kaiser ernennet seynd, ihn zu tödten, und stellen sich, als wenn sie ihm allergeheuesten wären. Scene 5. 6. 7. Der junge Albertus liebesfot die Isabella, Friderich verweist ihm solches, sie kommen darüber mit dem Degen zusammen, werden aber von Neumann auf possirliche Art geschieden und vereinigt.

Act 4. Scene 1. Friderich hat Albertus bei Wallenstein verrathen, wegen der zur Isabella tragenen Liebe, die Gemahlin bittet vor ihn, wird aber vom Wallenstein abgewiesen. Scene 2. Wallenstein verweist auf's Grausamste dem Alberto seine Liebe, aber er rechtfertigt sich auf's Beste.

Scene 3. Die Gemahlin bezichtigt Isabella Diebstahls, Wallenstein befehlt, sie anzuhängen, als aber Albertus einen Deuter, der sie ergreifen will, erschüt, wird er gleichfalls von dem Wallenstein in der Furie hingetrichtet. Scene 4. 5. Ein lustiges Interſcenum von dem Koch und einem besoffenen Reuter, welche Wallenstein will denken lassen. Scene 6. Wallenstein befehlt seinen kleinen Page, niemand zu ihm kommen zu lassen, als ihn aber der Page bei der Herzogin aufwecket, wird er von ihm erschoten.

Scene 7. Leske, Gordon und Buttler invitiren den Wallenstein nach Eger, und Gordon überreicht ihm die Schlüssel derselben Bestung.

Act 5. Scene 1. Leske, Gordon und Buttler tractiren den Wallenstein und seine Creaturen auf's Beste, und wie der Wallenstein wegen Melancholie Abschied nimmt, fahren doch die Andern fort, und machen sich mit Singen und Trinken recht lustig, bis sie zuletzt noch eine Gesundheit trinken, wobei Terzi, Rinski, Alaw und Neumann von den Andern erschoten und weggeschleppt werden.

Scene 2. Wallenstein wird auf seinem Bett beunruhigt von Geistern der von ihm Ermordeten, worüber er in Todesgedanken geräth, doch aber wieder einschlummert. Scene 3. Gordon kommt nebst Leske und Buttler, und giebt dem Wallenstein mit dem Partisane einen Fang, worüber er sich noch zuletzt als ein sterbender Löwe erzeigt.

Nach dieser Haupt-Action soll zur Kurzweil beschließen ein lustiges Nachspiel, genannt:

Die drei seltsame Berge. Der Schauplatz ist auf dem Berlinischen Rathhause und wird um 4 Uhr angefangen.“

Die Gefahren der Gesundheit.

Ein herkulischer Körperbau, starke Knochen, kräftige Muskeln und eine rothe Gesichtsfarbe sind keineswegs Bürgen einer dauerhaften Gesundheit.

Wahre Kraft der Constitution besteht in dem richtigen gegenseitigen Verhältnis der verschiedenen organischen Kräfte und ist bei scheinbar schwächlichen Menschen weit öfter zu finden, als man gemeinlich glaubt.

Diese zarten Naturen erreichen, wie Dr. Manns in dem von ihm und A. Kaemerer herausgegebenen „Vegetarischen Kalender“ hervorhebt, durchschnittlich ein höheres Alter, als jene robusten.

Gewiß hat es selten einen schwächeren und kränklicheren Menschen gegeben, als Voltaire. Er war als Kind so schwach, daß man täglich sein Ende befürchtete, und er behielt diese constitutionelle Schwäche zeit lebens.

geworden sein! Er starb an einer allzu großen Dosis Opium, die er genommen hatte, um die Schmerzen zu lindern, welche ihm ein Blasenkatarrh verursachte.

Das fein organisierte Nervensystem schwächerer Personen befähigt dieselben, eine Menge von Gefahren zu vermeiden; es wacht über alle Organe und gibt von der geringsten Störung Kunde, die der zarten Maschine gefährlich werden könnte.

Notizen.

(Eine langlebige Familie.) Aus Newyork wird der „Frei. Ztg.“ geschrieben: In Folge einer anlässlich der „Centennial-Feier“ vorgenommenen Suche nach noch jetzt lebenden Zeitgenossen Washingtons dringt die Kunde von dem Vorhandensein einer merkwürdigen Familie in die Öffentlichkeit.

sich einer ungeführten Gesundheit, sie begann vor siebzig Jahren zuerst Tabak zu rauchen (eine Sitte, die durch schottische Anstiebler in jene Gegend verpflanzt wurde) und gab diese Gewohnheit erst vor sechs Monaten auf.

so ergibt sich das Durchschnittsalter von 110 Jahren. Jede dieser Personen hat sämtliche Präsidenten der Vereinigten Staaten vorüberwachen sehen und jene Zeit, die von den jungen Generationen als „die große, alte Zeit“ bezeichnet wird, in bester Jugendkraft durchlebt.

P. T. Ich zeige meinen geehrten Geschäftsfreunden an, daß ich mich mit den Herren Ig. Eisler, I. F. Hof- u. Krme- und Marine-Vieranten, und Bernhard Weizler in Wien vereinigt habe.

Fixes Gehalt und Provision zahle ich für Vermittlung bei Verkauf von geschliffenem edelsteinen auf Raten. Wechselhaus H. Fuchs, Budapest, Dorotheagasse 9.

Universal-Bibliothek Buchführung Jede Schrift wird schön. F. SIMON Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin SW. 48.

KALODONT Glycerin-Zahn-Creme F. A. Sarg's Sohn & Co. k. k. Hoflieferanten in Wien.

Josef Csik, erste Syrmier Portland-Cement- und hydraulische Kalk-Fabrik in Beocsin, Central-Bureau und Niederlage: Budapest, V., Rudolfquai 8.

Billigste u. beste Einkaufsquelle ist das Waarenhaus FILIP TICHŮ, Brunn, Krautmarkt Nr. 21 u. Rathhausgasse Nr. 17.

Brieflich unaufrichtig, radical, entsprechend schnell, schmerzlos heilt alle geheimen Krankheiten und deren Folgen.

DIE BESTE SCHWEIZER CHOCOLADE A. MAESTRANI ST. GALLEN, SCHWEIZ.

Rumburger Oxford (schwarz) in den feinsten Ausführungen. Hausleinwand, beste Qualität, complet 3) 3) Ellen.

Lieferanten für löbliche k. k. Uniformirungs-Anstalten. Erste Hermannstädter Riemer-Genossenschaft empfiehlt sämtliche Gattungen von Riemer-Waaren.

